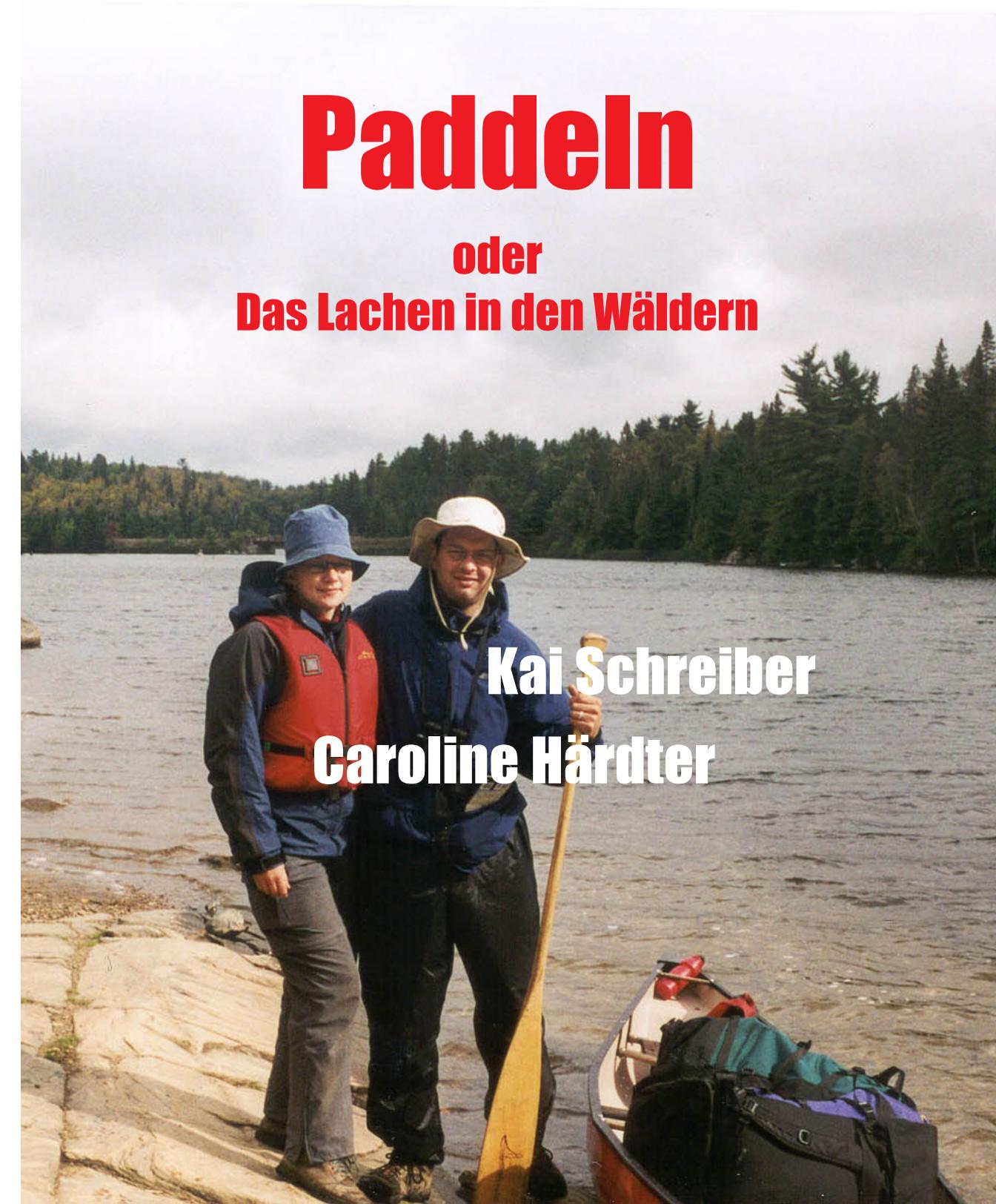


Paddeln

oder

Das Lachen in den Wäldern

A photograph of two people, Kai Schreiber and Caroline Hårdter, standing on a rocky shore next to a canoe. They are both wearing blue jackets and hats. The man is holding a yellow paddle. The canoe is filled with gear, including a green bag and a purple bag. The background shows a large body of water and a dense forest of evergreen trees under a cloudy sky.

Kai Schreiber

Caroline Hårdter

Paddeln oder das Lachen in den Wäldern

Kai Schreiber Caroline Hårdter

20. März 2003

Inhaltsverzeichnis

1	Ökonomie	5
2	Die Reise	9
	Toronto – Algonquin Outfitters	9
	Algonquin Outfitters – Joe Lake	14
	Joe Lake – Burnt Island Lake	20
	Burnt Island Lake – Otterslide Lake	26
	Otterslide Lake – Big Trout Lake	32
	Big Trout Lake – White Trout Lake	48
	White Trout Lake – Grassy Bay	51
	Grassy Bay – McIntosh Lake	57
	McIntosh Lake – Tom Thomson Lake	62
	Tom Thomson Lake – Joe Lake	68
	Joe Lake – Toronto	73

Kapitel 1

Ökonomie

Als wir das Folgende schreiben, oder vielmehr: als wir die Tagebucheintragen, auf denen es basiert, in Form bringen, sitzen wir vor dem Computer, in einem Hochhaus aus Beton mit über 250 Parteien, mitten in einer kanadischen Millionenstadt. Im Nebenzimmer faucht leise eine Klimaanlage, im Glas dümpelt duftend schottischer Whisky. Aber noch vor einer Woche war all das weit weg.

Wir würden unsere Angelegenheiten den Lesern nicht derart aufdrängen, wenn wir nicht das Gefühl hätten, daß, auch wenn niemand nach unseren Erlebnissen fragte, ein brennendes, ein gieriges Interesse in den verspeckten Leibern schwelte. Wir bitten alle Leser um Nachsicht, denen die Wildnis nichts als ein lästiger Haufen Laub ist, in den hinein pelzige Dinge des Nachts geräuschvoll scheißen. Sie haben nicht unrecht, aber sie lesen den falschen Text.

Man hört ständig von Menschen, die aus dem Nichts eine anheimelnde Heimstatt mit fließend Wasser und Kabelanschluß schmieden, ohne die geringste Anstrengung und mit geringsten Mitteln. Andere wiederum, und zu dieser, wohl größeren Gruppe, rechnen wir, bezahlen 70 Dollar pro Person und Tag, um in einem winzigen, dünnen Zelt auf der nackten Erde liegen zu dürfen und die Kälte der nördlichen Seen durch die Fasern kriechen und sich an die Haut schmiegen zu spüren. Für die Chance, von wenigstens drei verschiedenen Mückensorten zugleich gestochen zu werden, ist dem Enthusiasten kein Preis zu hoch. Und wirft man kniehohen Faulschlamm und freilaufende Raubtiere mit in die Waagschale, wippt die Begeisterung im eiskalten Wasser mit den Zehen, ehe ihr die pendelnde Waagschale mit dumpfem Dröhnen auf den Kopf fällt, wie dem Paddler sein Kanu bei der Portage.

Wir gingen in die Wälder, weil wir bewußt leben wollten, um den wichtigen Lebensstatsachen ins Auge zu sehen, und um zu sehen, ob wir nicht lernen könnten, was das Leben zu lehren hatte. Um das Leben in die Enge zu treiben und auf seine niedrigsten Begriffe zu reduzieren, um, ach, Schmarrn. Wir gingen aus Jux und Dollerei. Und wir hatten bei uns:

Zwei elektrische Lampen, eine Rolle Seil, keinen Bindfaden, zwei Taschenmesser.

Ein rotes Kipawa-Kanu der Marke Swift.

Zwei Paddel. Zwei Personal Floatation Devices (Rettungswesten).

Zwei Notfallpaddelbuddeln mit Seil und Pfeife.

Ein Kelyt Drei-Mann-Zelt.

Zwei aufblasbare Isomatten, zwei Leih schlafsäcke (ungewaschen) mit Innenfutter (gewaschen).

Zwei Rucksäcke.

Zwei Töpfe, eine Kanne, eine Pfanne, Besteck.

Zwei Teller, zwei Becher, zwei Schüsseln, Topfdeckel (zwei).

Einen Campingkocher, vier Austauschgaskartuschen.

Ein Campingkocherpräservativ mit Schnürverschluss.

Streichhölzer, wasserdicht verpackt.

Zwei Erste-Hilfe-Sets. Sonnencreme.

Spielkarten, zwei Notizbücher, drei Bücher.

Zwei Weltraumkugelschreiber.

Eine Sternkarte. Topographische Karten des Zielgebiets.

Einen Kompass.

Eine Säge. Ein Grillrost. Eine Angelrute.

Eine Tüte mit zermatschtem Schwarzbrot (Köder).

Hosen, am Knie zerspaltbar.

Je eine Vliesweste und GoreTex-Jacke. Je ein T-Shirt.

Unterbuxen und Socken. Badekleidung.

Wanderschuhe. Trekking-Sandalen.

Desinfektionsmittel. Spülmittel. Campingseife.

Zahnbürsten und -pasta.

Fotoapparat. 13 Rollen Film. Teleobjektiv. Fernglas.

Handbuch der Tierfährten. Geschöpfeführer.

Eine Alarmpfeife. Zwei Hüte. Zwei Sonnenbrillen.

Drei Wasserflaschen. Reinigungschemikalie "Pristine".

Verpflegung für 10 Tage, größtenteils gefriergetrocknet.

Drei Rollen Klopapier.

Das Gesamtgewicht all der schönen Sachen lag wohl bei ca. 80 bis 90 Kilogramm. Dieses Gewicht mußte bei den Portagen durch den Wald getragen werden, auf einer Gesamtstrecke von – aber wir wollen nicht vorgreifen. Geduld ist schließlich die Mutter der empfindlichen Porzellankiste, die Natur heißt.

Kapitel 2

Die Reise

Toronto – Algonquin Outfitters

Am Morgen des ersten September besteigen zwei Menschen in Toronto den Bus, der sie fort aus der großen Stadt und in die kanadische Wildnis bringen soll. Die zwei – nennen wir sie Genista und Frau H – scheinen für dieses Abenteuer gut gerüstet zu sein. Beide tragen graue Trekkinghosen aus nahezu unzerreißbarem Gewebe (Polyester), dazu atmungstaktive High-Tech-Trekking-T-Shirts in schwarz (Genista) und himmelblau (H) aus dem Wundermaterial Polyester, an den Gürteln Schweizer Messer Modell “Outrider Lockblade“ (der Herr) beziehungsweise “Huntsman“ (die Dame). In Frau Hs Hosentasche klimpert eine Bear Bell, eine Art Narrenschelle an einem Klettverschlussband, die unliebsamen Begegnungen in den Wäldern vorbeugen soll. In den Wanderstiefeln, für den flüchtigen Beobachter nicht sichtbar, verbergen sich flauschige Merinosocken der Marke “Wigwam“. Der nicht unerhebliche Rest der Ausrüstung befindet sich nun, da der Bus langsam aus der Station schaukelt und in nördlicher Richtung auf University Avenue einbiegt, im Laderaum, verpackt in zwei große Plastiktüten mit dem Aufdruck “Mountain Equipment Co-Op“.

Mit Plastiktüten in die Wildnis? Frau H, Genista, habt ihr euch das auch gut überlegt? Auf den Gesichtern der beiden ist jedenfalls kein Anflug von Beunruhigung zu erkennen. Sie sehen aus dem Fenster, an dem jetzt Toronto vorbeizieht, blitzblank in der Sonne eines strahlenden Frühherbstmorgens. Links das rosa Sandsteinmassiv des Parlaments von Ontario, dahinter Queen’s Park im goldenen Sonnenlicht, dann geht es bergan, das ehemalige

Seeufer hoch, vorbei an noblen Apartmenthäusern und schmucken Villen im Tudorstil. Dann wird die Bebauung allmählich schäbiger, der Bus passiert Vorstadtstraßen, gesäumt von schiefen Telegrafmasten und einstöckigen Backsteinhäusern der Jahrhundertwende, unten die Läden, oben die winzigen Wohnungen. Schließlich hält er im betonierten Niemandsland an einer riesigen Mall mit dem irreführend idyllischen Namen Yorkdale. Hier könnte man noch aussteigen und mit der U-Bahn zurück in die Stadt fahren, nein, zu spät, es geht schon wieder weiter.

Der Bus fährt jetzt auf der Autobahn nach Norden. Frau H, die in den zehn Monaten ihres Kanadaaufenthalts Toronto nie wirklich verlassen hat, klebt gierig an der Fensterscheibe. Sie sieht billige Bürogebäude, All-You-Can-Eat-Schuppen, Möbelhäuser, Toys'R'Us, Wendy's, Mc Donald's, hier und da einen Golfplatz. Es will kein Ende nehmen. Nach einer Dreiviertelstunde ändert sich das Bild allmählich, die Abstände zwischen den Gewerbestellen werden größer, dazwischen struppiges Grasland, Coyotenrevier. Und Trabantendörfer, kleine, von hohen Mauern umfriedete Ansammlungen von Einfamilienhäusern, die allesamt gleich aussehen. Erbaut in einem Stil, dem man vage als "europäisch-viktorianisch" bezeichnen könnte, jedoch seltsam unproportioniert, wahllos mit Erkern und Seitenflügeln und Anbauten versehen. Und jedesmal sind einige dieser Häuser noch im Rohbauzustand, und man sieht, dass sie in Wirklichkeit gar nicht aus Backstein erbaut sind, wie die Fassaden suggerieren, sondern aus Sperrholzplatten.

Frau H war einmal in einem dieser Häuser zu Gast. Es hatte ein riesiges Kellergeschoß (Fitnessraum, Wirtschaftsraum, Bad, diverse andere Zimmer unklarer Bestimmung), eine monströse Eingangshalle mit Scarlett O'Hara-Freitreppe, fünf Zimmer und eine riesige Küche im Erdgeschoß, dazu vier Schlafzimmer und zwei Bäder im Obergeschoß. Bewohnt wurde dieses Haus von einem älteren Ehepaar. Die einzige Tochter studierte und war vor Jahren ausgezogen. Sie nutzte den Umstand, dass die Eltern verreist waren, um zehn Freunde zum Thanksgiving-Dinner einzuladen und auch gleich über Nacht zu beherbergen. Ihre Eltern sind keine Multimillionäre, und das Haus war nur eines von hunderten ähnlicher in der kleinen Trabantensiedlung knapp ausserhalb von Toronto. Es ist nur einfach so, dass es in Kanada zwei Dinge im Überfluss gibt: Platz. Und Bäume.

Beides sehen Genista und Frau H jetzt mit eigenen Augen, denn nun sind auch die hässlichen Siedlungen verschwunden, sie haben vereinzelt Farmen Platz gemacht (und vereinzelt bedeutet vereinzelt), dazwischen Wälder, die so aussehen, als würden sie vollkommen sich selbst überlassen. Tote Bäume

fallen um und bleiben liegen. Gruppen weisser Baumskelette ragen hie und da aus dem Wald, sie stehen in schilfgesäumten Tümpeln. Biberwerk? Die Farmen sehen putzig aus, sie haben tatsächlich diese amerikanischen Farmdächer, oben gewölbt-spitzgieblig, dann ein Knick und zwei steile Schwünge nach aussen. Manche sind sogar rot gestrichen. Eigentlich fehlen nur ein Tornado, ein kleines Mädchen im blauen Kleid mit roten Schuhen und eine lebendige Vogelscheuche, um das Bild abzurunden.

Dann aber taucht links eine Scheune auf, an der steht in geschwungenen weissen Lettern: “The Lazy Farmer. Trading Post. Antiques“. Und wenige Meilen weiter sieht man bunte Hütten durch die Bäume, aha, “Camp Hillybilly“. Und plötzlich sind sie da, zu beiden Seiten des Highways, der längst nur noch zweispurig ist: Die rosa Granitfelsen des kanadischen Schildes, abgeschliffen von den Gletschern der letzten Eiszeit, 550 Millionen Jahre alt und damit das älteste Gestein der Welt. Wir sind in Muskoka, “Land of Lakes“ (Eigenwerbung) oder “Cottage Country“ (kanadischer Volksmund). Hier hat die Oberschicht von Toronto ihre Ferienhäuser, in die sie flieht, wenn ihr das Stadtleben zwischen Bay-Street-Büro und der Villa in Rosedale zu anstrengend wird, aber auch für die anderen ist gesorgt, vom Luxusresort bis zum Campingplatz gibt es hier alles, auf einer Fläche, die so groß ist wie “a small European country“ (Eigenwerbung).

Die “Trading Posts“ werden zahlreicher, hielte der Bus, könnten Frau H und Genista beispielsweise Mokassins und Native Art kaufen, oder “Worms, Firewood, Ice“, die auf einem Schild am Straßenrand angepriesen werden. Wie die Dinge liegen, müssen sie sich mit je einem Thunfischsandwich und heisser Schokolade begnügen, in dem winzigen, altmodischen Dorfbahnhofsdiner, in dem der Busfahrer nach zweieinhalbstündiger Fahrt seine hausgemachte Gulaschsuppe löffelt. Nach einer weiteren Dreiviertelstunde erreichen sie Huntsville, einen kleinen Touristenort, wo sie den Bus verlassen und mit ihren Tüten in eines der wartenden Taxis steigen.

So gelangen sie in einer halben Stunde auf dem Highway 60, der weiter nördlich den Algonquin-Nationalpark in zwei Teile zerschneidet, ans Ufer des Oxtongue River. Dort, umgeben von Wald, befindet sich ein Außenposten der Algonquin Outfitters, eine große Blockhütte, vorne ein Laden, hinten Lager Räume. An den Seitenwänden lehnen bunt marmorierte Kajaks, am Waldrand stehen Gestelle mit Reihen von Kanus, hinterm Haus trocknen Schlafsäcke und Zelte auf langen Wäscheleinen.

Am Giebel des Haupteingangs, den Genista und Frau H nun durchschreiten, hängt ein sonnengebleichtes Elchgeweih. Drinnen hat man sie schon er-



Abbildung 2.1: Nanu! Das ist doch kein Kanu!

wartet und führt sie in eines der Hinterzimmer. Dort stehen drei riesige, lange Tische. Auf einem davon liegt Campingausrüstung sowie, säuberlich aufgereiht, Tüten über Tüten mit Lebensmitteln, etikettiert nach Tagen. Hinter dem Tisch steht ein blondes Geschöpf mit leerem Kuhblick, nennen wir es Mandy. Mandy soll H und Genista die Tücken der Ausrüstung sowie die Zubereitung der Expeditionsnahrung erläutern. Glücklicherweise taucht in dem Moment Drew auf, der sie eigentlich in die Feinheiten des Paddelns einweihen soll, und übernimmt Mandys Job, damit sie sich wieder in Ruhe dem dumpfen Starren widmen kann. Drew ist wirklich sehr nett, er beantwortet geduldig alle Fragen, auch die nach Bären, Bären und Bären. Ja, man könne ruhig in der Kleidung schlafen, in der man gekocht habe, entsprechende Warnungen seien übertrieben. Es sei aber wichtig, den Verpflegungsrucksack über Nacht aufzuhängen, mindestens drei Meter hoch und zwei Meter vom Baumstamm entfernt. Die Gefahr, sogenannten Campingplatzbären zu begegnen, sei an den Rändern des Parks größer als im Parkinneren, wo die Bären nicht so viel Gelegenheit hätten, sich an Menschen zu gewöhnen und sie mit leicht erreichbaren Futterquellen in Verbindung zu bringen. Und das Paar aus Toronto, das im Juni auf einer Insel im Park von einem Schwarzbären attackiert wurde? Drew erzählt, er habe mit den Parkrangern gesprochen, die nach dem



Abbildung 2.2: Basislager am Ochsenzungenfluss.

Vorfall den Campingplatz inspiziert hätten, es habe überall Essbares herumgelegen, da müsse man sich ja nicht wundern. Im Übrigen habe er in den zweihundert Tagen, die er insgesamt im Park verbracht habe, noch nie einen Bären gesehen.

Nun wird die Ausrüstung in zwei riesige Expeditionsrucksäcke gepackt, die neben dem Tisch bereitstehen. Hie Vorräte und Kochutensilien, dort Zelt, Schlafsäcke und der Inhalt der H-und-Genistatüten, umgefüllt in zwei Lagen schwarzer Müllsäcke, wie die anderen Bestandteile der Ausrüstung, und sorgfältig zugeknotet. Frau H versucht, den Vorratsrucksack anzuheben und scheitert. Als Drew draußen demonstriert, wie man ein Kanu sachgerecht auf die Schultern wuchtet, um es auf den Schleppetappen, den Portagen, durch den Wald zu transportieren, überlässt sie Herrn Genista die praktische Umsetzung des Gelernten. Danach geht es zum Probepaddeln auf dem Oxtongue River. Die wenigen Paddelmanöver lernen sich leicht, Drew kann Feierabend machen, seine Schützlinge paddeln an beachtlichen Feriendomizilen vorbei, bis sie in ein Sumpfgebiet gelangen, in dem es vor lauter Wasserlilien und Seerosen nicht mehr weitergeht. Nach der Rückkehr beziehen sie eines von zehn Gemeinschaftszelten am Flußufer, die jetzt, nach Ende der Hauptsaison, alle leer stehen.

In einer Lodge jenseits des Flusses stärken sie sich noch einmal mit einem richtigen Essen, es ist Sonntag, da gibt es Turkey-Dinner, Truthahn mit viel Füllung, Sauce, Kartoffel- und Kürbispüree und Cranberrykompott, gerade so, wie es das Pensionärspublikum, das hier Urlaub macht, gerne hat. "How aaaaaaaare youuuu", flötet die Inhaberin, sie wirkt wie eine Pflegerin für verwirrte Greise in einem sehr exklusiven Seniorenstift, was sie ja gewissermaßen auch ist. Frau H und Genista stochern in ihrer Henkersmahlzeit, während sich vor dem Fenster ein Streifenhörnchen in einem grotesken Manöver eine der bereitliegenden Erdnüsse in die Backentasche praktiziert. Zwei Beruhigungsbiere später machen Genista und H sich auf den Rückweg. Sie legen sich noch ein wenig auf den Bootssteg vor ihrem Zelt und schauen sich die Sterne an, es ist Neumond, keine Stadt ist in der Nähe, der Himmel ist samtschwarz und über und über gesprenkelt. Sie sehen Satelliten und eine Sternschnuppe. Die Sterne spiegeln sich im Fluss.

Gegen 22 Uhr beziehen sie ihr Zelt. Es ist um eine Plattform herumgebaut, mit einer umlaufenden, niedrigen Barriere aus Holz, vorne eine kleine Tür, die Frau H nun sorgfältig verriegelt. Außerdem schließt sie die schwere Zeltklappe und knotet die Verschlussbänder fest zu. Dann schiebt sie ihr Feldbett neben das von Herrn Genista, auch wenn das bedeutet, dass sie mit den Füßen an der Türöffnung liegen muss. "Wenn wir irgendwo riskieren, einem Bären zu begegnen, dann noch am ehesten hier", hatte Herr Genista auf dem Rückweg vom Restaurant gesagt. Frau H schlüpft in ihren müffelnden Leih schlafsack. Ihren Kopf bettet sie auf die Rettungsweste, wie von Drew empfohlen. Draußen ist es vollkommen still. Frau H stopft sich die mitgebrachten Schaumstoffohrstöpsel in die Ohren. Dann versucht sie zu schlafen.

Algonquin Outfitters – Joe Lake

Schickt man Stadtkinder mit ungewohntem Krempel, scharfem oder spitzem, in die Wildnis, ist das Erste was natürlich zu geschehen hat, ein Unglück. Diese Binsenweisheit wird zur Schilfhütte auf den Gemeinplätzen, wenn das Stadtkind männlich und der Krempel ein Messer ist. Sollten Sie, hatte der Algonquinoutfitter gesagt, einen roten Streifen am Arm entdecken, dann paddeln Sie sofort nach Hause, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Dann hatte er Gummihandschuhe übergestreift, Jodtinktur und Alkoholtüchlein ausgepackt und den Finger verpflostert. Tut gar nicht weh. Nur ein Kratzer. Haha, Gangräne, guter Witz, Herr Outfitter.



Abbildung 2.3: Genau! Das ist ein Kanu!

Die Nacht ist gräßlich, die Feldbetten sind zu kurz, die Schlafsäcke zu dünn, die Geräuschkulisse irritiert. Wo ist die Musik vom 24-Stunden-Cafe? Wo der Straßenlärm? Auf dem See vor dem Zelt treibt einen halben Meter dick der Nebel, der aus dem warmen Wasser raucht, in der Wasserfläche spiegelt sich eine dünne Mondsichel. Das sieht gut aus, bedeutet aber vor allem, daß wir während der zehn Tage im Park den Mond allenfalls morgens zu sehen bekommen werden. Demnächst ist Neumond, Grüßgott, Dunkelheit, altes Haus. Auf dem Tisch vor dem Zelt liegt das formlose Stück Holz, aus dem eine dekorative Eidechse werden sollte. Ich reibe übers Pflaster und gucke demonstrativ in die andere Richtung.

Ziellos driften wir durch die ungewohnte Morgenlandschaft, bis die Outfitters sich auch aus ihren bequemen Betten in den bequemen Hütten neben dem Laden schälen und uns reinlassen. Ein schmales Frühstück wird uns serviert, dann wird unser Kanu durch Adam, einen weiteren der 120 Mitarbeiter der Outfitters, verladen und verzurrt. Einige letzte Kilometer entlang Highway 60 bringen uns in den Park, der sich von der Umgebung nicht merklich unterscheidet (“Did you see that brown sign? It means we’re in the park now“). Gegründet wurde der Algonquin-Park 1893, schon damals als Widnisrefugium, und er gewann so viele Freunde, daß er mehrfach vergrößert

ßert wurde. Heute ist der Park ungefähr achteinhalbmal so groß wie Berlin. In ihm sind, mit einigen Ausnahmen, Motorfahrzeuge ebenso verboten wie Landwirtschaft, und mit Ausnahme einer Hand voll Einsiedler an zwei der Seen direkt an Highway 60 gibt es keine menschlichen Dauerbewohner mehr.

Am Vortag habe ich eine Faltangel gekauft, mit gehöriger Unsicherheit, denn ich habe noch nie geangelt und das nagende Gefühl, daß die Fische das wissen. Jetzt, während des Transportes zum Startpunkt, lasse ich mir von Adam das Nötige erklären: Hechte fasst man hinter dem Kopf an, dann wird man nicht gebissen. Einer Smallmouth Bass fasst man nicht an die Rückenflosse, die ist spitz. Lake Trout sind tief unten, 10 Meter oder mehr, mit einem Spoon hat man die besten Chancen. Ich nicke, als erwartete ich, daß die Ratschläge helfen. Mit den Dutzenden von seltsamen Haken und Dingern, die die Rute mitbrachte, ist auch meine Sammlung von Vollkornbrotbällchen verpackt. Forellen seien wild auf Vollkornbällchen, hatte man mir im Internet geraten, aber das Internet scheint plötzlich ungeheuer weit weg. Nicht weiter als die Fische, andererseits.

Während wir unser Camping-Permit und die Fishing License kaufen, läßt Adam Kanu und Rucksäcke ab. Vor uns beim Permitkauf vier Deutsche, die einen Kurzausflug planen, und das beachtlich laut und dämlich abwickeln. Auf alle Fragen des Parkangestellten reagieren sie mit einer Debatte auf Deutsch und nehmen offenbar an, daß der Kanadier dem schon wird folgen können. Deutsche Deppen, na prima, und sie wollen auch noch in unsere Richtung. Herrje. Beim eigenen Permitkauf fühle ich mich zur Verteidigung kanadischer denn je.

Nach einer Viertelstunde auf dem unruhigen, tiefblauen See verschwindet das Kanuzentrum hinter einer Biegung und wir sind endgültig unterwegs. Von Wildnis allerdings kann noch nicht die Rede sein, das Ufer ist gesäumt von privaten Hütten und Sommercamps, in denen die Stadtjugend paramilitärisch bei Laune gehalten wird, während die Eltern einen mehrwöchigen Seufzer tun. An all dem paddeln wir vorbei, während von Moment zu Moment der Wind auffrischt und die Wellen um unser Kanu höher tanzen. Vielleicht zehn Zentimeter ragt die Reling aus dem See. Als die Wellen anfangen, weiße Mützen zu tragen und ins Boot zu schwappen, legen wir an.

Kanada ist ein Land mit schwachem Selbstbewußtsein. Weder kann es die reiche kulturelle Geschichte Europas, noch die wirtschaftlichen und militärischen Erfolge des großen Bruders vorweisen, und dieser zwiefache Mangel nagt. Groß ist daher die Begeisterung, wenn Kanadier es zu etwas bringen. Alle zwei Wochen behauptet ein Artikel in den Feuilletons, Kanadier seien



Abbildung 2.4: Links: Drew erläutert die Ausrüstung. Rechts: Der Tom-Thomson-Pfahl.

die besseren Komiker seien: Bill Murray, Mike Myers, Jim Carrey, die Namen sprächen doch für sich! Aber auch in der Kunst brauche Kanada sich nicht zu verstecken, die Group of Seven, ein Malerclub von Weltrang, erpinselte eine kanadische Ikonographie. Krumme Landschaften in phantasmagorischen Farben. “The artists sought to capture the spirit of Canada in their paintings and, in this way, tried to express a Canadian identity“. Oder so, genau.

Begonnen hat die Group of Seven, könnte man sagen, hier auf Canoe Lake, wo einer ihrer Gründer, Tom Thomson, begeistert von den Wäldern, anfang, sie zu malen. So geht der Gründungsmythos der kanadischen Nationalkunst, und wie jeder echte Mythos braucht auch dieser Tragik und Tod: am 8. Juli 1917 ertrank Thomson hier und wurde im See treibend gefunden. Ein Totempfahl und eine Gedenktafel einige Meter über dem Ufer bewachen den Teil des Sees, in dem es geschah, und auf dem jetzt die Brecher tanzen. Wir sehen ein Weilchen zu, aber der Wind macht keine Anstalten, sich zu legen und wir haben noch einige Kilometer vor uns – wir legen wieder ab.

Zu Mittag essen wir im Windschatten einer Landzunge, wenig später erreichen wir die erste Portage. Der nächste See liegt vier Meter höher als



Abbildung 2.5: Das Schultern des Kanus.

dieser, um den kleinen Staudamm herum tragen wir erst die Rucksäcke, dann setze ich mir das Kanu auf und watschle als Riesentukan ans Ufer von Joe Lake.

Der südliche Arm des Sees, der an der Portage endet, wird vom Rest des Sees durch eine ehemalige Eisenbahnbrücke getrennt, einer grandiosen Stahlkonstruktion, die in schwindelnder Höhe die Wogen überspannt, und über die vor achtzig Jahren die Besucher aus Toronto ins Algonquin Hotel fuhren, dessen Ruinen noch im Wald stehen, malerisch von Ranken überwachsen und von Gewürm bewohnt. So stellte ich mir das vor, als ich die Karte las. Tatsächlich führte die alte Eisenbahnstrecke über einen schmalen, flachen Damm, in dessen Mitte ein Brücklein gemauert ist, vielleicht vier Meter ist es breit, und über den jetzt die Laster fahren, die ein weiteres Camp

mit Futter und Kinderpeitschen versorgen. Aber die Hotelruinen, die gibt es wirklich, grandios verfallen mitten im Wald, denn wir haben jetzt keine Zeit, nachzusehen. Wir setzen Kanu und Gepäck wieder zusammen und legen ab.

Nachdem wir das Camp aufgeschlagen und das Zelt einmal quer durch den Campingplatz auf einen besseren Platz getragen haben, fahren wir noch zu einem Ausflug. Den ganzen Tag kamen uns Kanus entgegen und erzeugten das merkwürdige Gefühl, daß alle von dort weglaufen, wo wir hinwollen. Das hat jetzt ein Ende: Alle sind weg.

In einer irren Laune knote ich die Angelrute ans Heck, den goldfunkelnden Spoon ans Ende, beschwere mit allen Gewichten, die ich habe, und gebe Schnur. Mit jedem Meter, der sich abwickelt, wird der Winkel gegen das Wasser flacher. In 20 Meter Tiefe tummeln sich die Fische, zeigen mit Flossen auf meinen Köder weit über sich und lachen sich kaputt. In einer flachen Bucht finden wir auf treibenden Sumpfseln blühende Kannenpflanzen, ohne Blumenladen drumherum. Unbegreiflich. Eine von ihnen erangle ich mit der eingeholten Schnur. Den Haken zu befreien erfordert minutenlanges Manövrieren. Fischgelächter.

Nach dem Steak, das wir uns im Nieselregen gebraten haben, versickert die Dämmerung rasch im dichten Wald. Im Lagerfeuer rösten wir ein paar Marshmallows, when in rome do like a roman, der erste geht noch schwarz in Flammen auf, aber dann! Eine Sinfonie aus Karamel, Zuckerschmiere und Ruß! Simply delightful!

In den funzigen Kegeln zweier Taschenlampen packen wir den Essensrucksack und tragen ihn in den Wald, wo wir zuvor mühsam in wohl einem Dutzend Versuchen ein Seil über einen Ast in vier Meter Höhe geworfen haben. Jetzt versuchen wir, den tonnenschweren Sack am Seil hinaufzuziehen und scheitern erbärmlich. Im dunklen Wald stehe ich, stemme mit dünnen Ärmchen das Gewicht in die Nacht, während Frau H am Seil zerrt. Lustig klingelt dabei ihre Dinner Bell in den Wald. Resigniert belassen wir den Sack in zwei Meter Höhe, bequem pflückbar für Meister Petz, und strolchen zurück ins Lager. Wo wir, im Lichtkegel der Lampen, den vergessenen Müllsack finden, mit Essensresten drinnen. Das Nieseln wurde indessen zum Regen, der Sack bleibt liegen. Bis morgen wird der Wald ein Loch hineingenagt haben. Die Dunkelheit ist nun komplett, drückende Wolken lasten auf dem Zelt. Nichts ist zu hören als das Trommeln des Regens. Aus diffusem, schwarzem Druck wird unruhiger Schlaf.

Joe Lake – Burnt Island Lake

Use your nose! Black bears have a powerful “animal“ smell which can linger long after the animal has left the area.

Mary Zanutelli, “Tracking Bears“

Als ich zum siebten Mal aufwache, ist endlich Morgen. Fahles Licht sickert durch das mit der blauen Extraplane abgedeckte Zeltdach. Es regnet noch immer. Irgendein Idiot hatte mir empfohlen, die Rettungsweste als Kopfkissen zu benutzen. Ich verfluche ihn innerlich, während ich versuche, meine schmerzende Gesichts- und Halsmuskulatur zu lockern.

Dann wecke ich Herrn Genista. In unseren duften neuen Goretexjacken kriechen wir aus dem Zelt. Aus den tiefhängenden Wolken trieft es, der See ist so grau wie der Himmel. Wir setzen die Kapuzen auf und gehen in den Wald.

Der Wald ist ein Gewirr von dicht stehenden Bäumen und hohem Unterholz. Unser Zeltplatz ist nur eine winzige, künstliche Lichtung an seinem Rand. In Deutschland gibt es keine Wälder, dort gibt es Forste. Wer mit Forsten großgeworden ist, wird beim Anblick eines kanadischen Waldes womöglich von einem Gefühl der Beunruhigung beschlichen, das nicht allein daher rührt, dass zehn Meter entfernt im Dickicht ein Bär stehen könnte, und man würde ihn nicht wahrnehmen. Beunruhigend ist das Chaos, das Gewirr und Geschling, der offensichtliche Kampf der Pflanzen um Licht und die dünne Nährstoffschicht auf dem Granit. Es ist ein erbarmungsloser Ort.

Im Algonquin-Park gibt es nach Schätzung der Parkverwaltung einen Schwarzbären auf je drei Quadratkilometern. Wir haben Glück: In der vergangenen Nacht hat sich unser Bär offenbar auf den anderen zwei Quadratkilometern seines Reviers herumgetrieben. Unser tonnenschwerer Essensrucksack, der so lächerlich niedrig hängt, dass sogar ich ihn bequem anfassen kann, baumelt unbeschädigt an seinem Ast. Herr Genista muss das Monstrum von unten festhalten, während ich es vorsichtig abseile. Auf dem Kochplatz liegt noch unser Müllsack. Ein Marder hat ihn mit seinen kleinen spitzen Zähnen hufeisenförmig perforiert.

Der Essensplan sieht zum Frühstück Bacon und Ei vor. Beides ist frisch und muss deshalb heute gegessen werden. Es regnet in die Pfanne, das Fett zischt und spritzt. Wir essen stehend unter einem Baum, auf den Tellern bilden sich dennoch kleine Pfützen.

Im Zelt verpacke ich unsere Sachen wasserdicht, dann bauen wir ab, be-



Abbildung 2.6: Wasser.

laden in dem kleinen natürlichen Granitfelshafen unser Kanu und paddeln los, den östlichen Arm von Joe Lake hinunter. Genista befestigt seine Angel am Heck und lässt den Haken mit dem Spoon hinunter zu den Lake Trouts.

Nach zwei Meilen bekommt der See plötzlich eine Beule, wir haben Little Joe Lake erreicht. Hier befindet sich der letzte Vorposten der Zivilisation: Arowhon Lodge, ein stattlicher Blockhüttenkomplex. Die hoteleigenen Kanus liegen auf ihren Gestellen am Ufer, nur eines davon ist unterwegs, es enthält ein säuerliches Ehepaar und steuert in unsere Richtung. Dort dümpelt eine Loon, ein Eistaucher, Star unter den Vögeln des Parks.

Die Ojibwa nannten diesen eindrucksvollen Vogel “great spirit of the north“. Er ist ein Relikt aus prähistorischen Zeiten, verwandt mit Pinguin und Kormoran. Die Loon ist für die Fischjagd unter Wasser konstruiert. Ihre Beine sitzen so weit hinten am Körper, dass sie an Land nahezu hilflos ist. Die Flügel, exzellente Tauchruder, sind so klein, dass sie auf einer Strecke von mehreren hundert Metern darum kämpfen muss, eine brauchbare Flughöhe zu erreichen. Es sieht dann aus, als würde sie über die Wasseroberfläche laufen, während ihre Flügelspitzen geräuschvoll ins Wasser klatschen. Trotz dieses Handicaps ist die Loon ein Zugvogel. Sie hat keine Wahl, denn im Winter frieren die Seen zu. Deshalb verbringt sie die kalten Monate auf dem



Abbildung 2.7: Links: Foodpack am Seil. Rechts: Kanu auf Grund.

stürmischen Atlantik vor der kanadischen Küste.

Die Loon auf Little Joe Lake sieht aus wie ein kleines Loch-Ness-Monster. Der schwanenlange Körper ragt nur ein ganz kleines Stück aus dem Wasser (die Loon hat Schwimmblasen, mit denen sie ihre Position regulieren kann). Schnabel, Kopf und Hals sind tiefschwarz. Als wir uns nähern, läßt der Vogel ein irres Gelächter ertönen. Es ist das Tremolo, der Warnruf, und wenn ich ein charakteristisches Geräusch dieser Landschaft benennen müsste, dann wäre es dieser Laut. Dann taucht die Loon. Sie bleibt sehr lange unter Wasser. Das säuerliche Ehepaar dreht ab, es paddelt zurück zu Kaminfeuer und Komfort. Wir aber machen uns allen Ernstes auf den Weg in die tiefe Wildnis.

An seinem östlichen Ende verengt sich Little Joe Lake immer mehr, Genista holt die Angel ein, der Haken ist leer. Schließlich erreichen wir die Mündung eines kleinen Flusses, den wir nun hinaufpaddeln.

Der Regen hat aufgehört, gelegentlich fällt ein Sonnenstrahl durch die Wolken. Der Fluss windet sich durch hohes Schilf. Ein Kanadareihler steht am Ufer und tut japanisch. Aus dem nebligen Wald hinter ihm ragen bizarre Baumsilhouetten. Es ist vollkommen still. Und plötzlich ist da dieser Geruch.

Es riecht eindeutig nach Tier, süßlich, moschusartig. Ich versuche, mich an den Bibernief im Torontoer Zoo zu erinnern, komme aber zu keinem eindeutigen Schluss. Im Uferbewuchs kann man da und dort schmale Pfade zum Wasser entdecken, Tierpfade. Was, wenn uns hinter der nächsten Flußbiegung ein äsender Elch den Weg versperrt? Doch nichts dergleichen geschieht. Nur das Wasser wird immer flacher, und schließlich leuchtet uns vom linken Ufer ein gelbes Portage-Schild entgegen. Wir gehen an Land. Während wir noch die Wassertiefe sondieren und überlegen, ob wir die Portage womöglich umfahren können, taucht aus der Gegenrichtung ein Kanu auf. Seine freundliche Besatzung ermuntert uns zum Weiterfahren. Wir folgen ihrem Rat und hören nach kurzer Zeit erstmals das Geräusch am Kanuboden entlangschrammender Steine. Nach ein paar hundert Metern geht es nicht mehr weiter, wir sitzen auf Grund.

In solchen lebensgefährlichen Extremsituationen hängt alles von der richtigen Ausrüstung ab. Wir zippen die langen Beine von unseren Trekkinghosen, vertauschen die Wanderschuhe mit Trekkingsandalen und steigen aus dem Boot. Und siehe da, das Kanu hat wieder Wasser unterm Kiel, wir können es bequem ziehen. Wir sind gerettet!

So erreichen wir, mal paddelnd, mal ziehend, ohne Zwischenfälle Baby Joe Lake, an dessen Nordufer uns ein einladender, flacher Sandstrand und eine unumgängliche Portage erwarten. Deshalb und weil Mittag ist und die Sonne von einem mittlerweile wolkenlosen Himmel strahlt und weil es hungrig macht, sämtliche Lebensalter eines Sees im Rückwärtslauf zu durchfahren, machen wir Lunchpause. Es gibt Bagels, Käse und ein großes Stück Fleischwurst, das sich auf seiner goldenen Plastikhülle dreist als "Salami" ausgibt. Ich erinnere mich, am Vortag ein solches Wurststück am Ufer unseres Campingplatzes gefunden zu haben. Wir wussten nicht, was wir damit machen sollen. Zum Verbrennen war es zu groß, und die Aussicht, zehn Tage lang eine verwesende Wurst im Müllbeutel herumschleppen, wenig verlockend. Um sie tief genug zu vergraben, fehlte uns das Werkzeug. Also packte ich den potentiellen Bärenköder in eine Ziploc-Tüte und versenkte ihn in Ufernähe unter einem kleinen Steinhaufen.

Eins ist also klar: Sollte die sogenannte Salami nicht essbar sein, haben wir ein Entsorgungsproblem. Nicht noch einmal möchte ich die jungfräulichen Wasser eines kanadischen Nationalparksees schänden müssen. Glücklicherweise kommt uns ein Effekt zu Hilfe, den ich in den folgenden Tagen noch oft beobachten werde: Wenn man sich den ganzen Tag mit eigener Muskelkraft durch die Wildnis bewegt und dabei die würzige, klare Waldluft atmet,

schmeckt einem einfach alles. Man isst andächtig und dankbar Dinge, die man im Alltag ohne zu zögern als "Fraß" bezeichnen würde. Und das, ich schreibe dies ohne einen Funken Sarkasmus, ist eine sehr schöne Erfahrung.

So sitzen wir, essen unsere Bagels und blinzeln träge in die Sonne, als wir drei Kanus erspähen, die direkt auf uns zusteuern. Vertraute Laute dringen an unsere Ohren, es werden doch nicht, doch, es sind zweifellos unsere Landsleute aus dem Permit-Office. Kurz darauf landen sie, dabei schreien sie in einem undefinierbaren Schwäbischhessisch herum, es ist zum Davonlaufen. Wir sagen "Hi" und dann nichts mehr. Das fällt nicht weiter auf, denn nun landet das dritte Kanu, ein wettergegerbtes älteres Paar steigt aus und wird auf Schwäbischhessischenglisch vollgeschrien. Die beiden schultern ihre Rucksäcke und flüchten in den Wald. Bald darauf nehmen zwei mutmaßliche Lehramtskandidaten und eine Lehramtskandidatin die Verfolgung auf. Die vierte bleibt beim Kanu und dem Rest der Ausrüstung zurück. Sie bewacht die Sachen! Nun sind wir wirklich sprachlos.

Nachdem die verbleibende Lehramtskandidatin samt Kanu und Rucksack in Sicherheit gebracht ist und auch das kanadische Paar sein Boot abgeholt hat, machen wir uns auf den Weg. Wir ächzen unter unserem Gepäck. Die Portage ist glücklicherweise nicht lang und führt durch ein hübsches Waldstück. Lustig klingelt meine Bärenglocke am Gürtel. In den Kiefern schlagen Blauhäher Alarm.

Bald darauf paddeln wir auf Burnt Island Lake nach Nordosten. Das ist nun ein richtiger See, kein Babygewässer, und bald lege ich die Rettungsweste an und knie mich hin, um das Boot zu stabilisieren, denn hier weht ein heftiger Wind und der Wellengang ist beachtlich. Am südlichen Horizont bilden sich gewaltige Amboßwolken. Wir paddeln mühsam an Caroline Island vorbei, einer Insel, die mir wegen ihres Namens sehr sympathisch ist. Dann steuern wir einen verlockenden Zeltplatz am Nordufer an. Der Wind hat jetzt fast Sturmstärke erreicht, unser Kanu steht parallel zu den Wellen, die schon vereinzelt weiße Schaumkronen tragen. Das ist nicht gut. Wir treiben unaufhaltsam nach Osten und flüchten uns auf den nächsten erreichbaren Platz. Ranger haben dort aus Felsbrocken eine kleine Mole gebaut, nur deshalb können wir landen, ohne abzudriften.

Der Campingplatz liegt auf einer Landzunge, über dem Landeplatz gibt es eine sonnige Wiese, auf der wir unser Zelt aufbauen. Ich lege das nasse Überzelt und unsere klammen Schlafsäcke ins Gras. Dann baden Genista und ich im See. Es ist angenehm, den Schweiß von zwei Tagen abzuspülen. Das Angenehmste ist aber, anschließend auf einem warmen Stein zu sitzen



Abbildung 2.8: Licht im Wald

und sich von der Sonne trocknen zu lassen. Glücklicherweise sind wir schon wieder angezogen, als die Schwabenhessen schreiend an uns vorbeipaddeln. Sie müssen den gesamten See umrundet haben. “Endspurt!“ schreit einer der Lehramtskandidaten. “Und Eins! Und Eins!“ Die beiden Kanus entfernen sich schnell, bald sind sie außer Sichtweite. An diesem Abend sehen wir niemanden mehr.

Dann wird es Zeit, das Zelt einzurichten und zu kochen. Der Grillplatz liegt 20 Meter oberhalb der Wiese. Dahinter führen zwei Wege in einen struppigen, düsteren Wald aus Fichten und Birken. Viele ältere Birken liegen umgestürzt am Boden, die Stämme sind innerlich komplett verrottet. Wir suchen einen Ast für unser Foodpack und hängen das Seil auf.

Dann essen wir, es gibt Pasta mit gefriergetrockneten grünen Bohnen, noch bizarrer ist der Nachtisch, Hot Fruit Cobbler, ein Obstkuchen, dessen Teig in einem Topf mit heißer Blaubeermasse gart. Das schmeckt alles ganz hervorragend.

Schließlich liegen wir in unseren Schlafsäcken, nachdem wir die Vorräte aufgehängt haben (zwei Meter hoch, es geht einfach nicht höher). Um 19 Uhr geht die Sonne unter, jetzt ist es 21 Uhr und vollkommen dunkel. Ich höre, wie die Wellen ans Ufer klatschen, und versuche, nicht an den unheimlichen,

tuberkulösen Wald zu denken. Kurz darauf schlafe ich ein.

Ich kann noch nicht lange geschlafen haben, als Herr Genista mich weckt. Er sieht furchterregend aus, bleich, die Augen schreckgeweitet, seine Hände sind eiskalt. Hat er draußen etwas gehört? Mein Blick wandert zu Taschenmesser und Trillerpfeife. Wir haben kein Pfefferspray dabei, es wird in Behältnissen von der Größe kleiner Feuerlöscher verkauft und kostet 50 Dollar, das erschien uns übertrieben.

Er hielte es nicht mehr aus im Zelt, er habe Angst, furchtbare Angst. Ihm ist gerade aufgefallen, dass wir gefangen sind in diesem engen Zelt, um uns nichts als schwarze, stille Wildnis. Wir können nicht von hier verschwinden, nicht vor dem Morgen.

Zu meiner eigenen Überraschung bleibe ich ruhig. Vielleicht ist das ein Effekt der vielen Wochen, in denen ich in Buchhandlungen nicht an Büchern mit Titeln wie "Bear Attacks and how to avoid them" vorbei gehen konnte, ohne sie mit zitternden Fingern durchzublättern, oder in denen ich mir abends beim Einschlafen schauernd vorstellte, ich läge in einem Zelt in der Einöde, während es draußen verdächtig scharrt und raschelt. Ich hatte Angst vor dieser Reise und bin vielleicht gerade deshalb gut auf sie vorbereitet.

Jetzt besinne ich mich darauf, dass ich vor Jahren einmal autogenes Training gelernt habe. Mit meiner besten Meditationskassettenstimme säusle ich Genista und mich in einen Zustand tiefster Entspannung. Das scheint zu helfen. In dieser Nacht werde ich nicht mehr geweckt.

Burnt Island Lake – Otterslide Lake

Manchmal vergift man sie völlig. Fällt sie einem dann allerdings in einer beengten Umgebung wieder ein, geht sie nicht mehr weg, wie ein Ameisenlöwe sitzt sie im Kopf und zwingt das Denken auf immer engeren Kreisen um sich herum. Irgendwann schnappt die Klaustrophobie zu, dann muß man raus, sofort, oder sich so gründlich ablenken, daß man sie vergift. Hier, unter einem drückenden Himmel und im Angesicht des düsteren Waldrandes, der alle Seen säumt, gibt es wenig Ablenkung, selbst tagsüber hat die Weite des Wassers etwas Beengendes, Beängstigendes. Aber Nachts!

Es ist nicht das Tier, das draußen in den Winkeln hockt und die Zähne bleckt, es ist der Wald selbst, der mir zu nahe rückt, das pechschwarze Zelt um mich schnürt. Draußen plätschert der See, ein fremdes Geräusch. Die Augen zu öffnen macht keinen Unterschied. Langsam spüre ich, wie sich Angst in

meine Gedanken schleicht. Es gibt keine Gefahr, denke ich, mir gefällt es hier, denke ich, aber die Sirenen schrillen sekundlich lauter. Ich will raus, will weg, ein überwältigender Fluchtimpuls baut sich auf, und läuft gegen eine Mauer aus Dunkelheit. Dann gehöre ich der blinden Panik.

Lansing, in seinem Bericht von Shackletons transantarktischer Expedition, schreibt, was für eine bemerkenswerte Leistung es ist, daß die im Eis gefangenen Teilnehmer in der Polarnacht nicht, wie andere Expeditionen vor ihnen, den Verstand verloren. Er berichtet von Männern, die im Kreis um ihr Schiff rennen, um sich die nicht abbrechenden Gedanken aus dem Leib zu kämpfen, und die scheitern. Lese ich das, während ich zuhause sitze, eine Leselampe über dem weich gebetteten Kopf, dann kann ich den Gedanken zwar nachvollziehen, der Wahnsinn, von dem Lansing spricht, bleibt aber abstrakt. Hier, in der kanadischen Nacht, mache ich die Bekanntschaft seines kleinen Bruders.

Ich öffne das Zelt, stecke den Kopf hinaus, die Sterne geben ein fahles Licht, zum Glück ist es nicht bewölkt, aber dennoch rückt Schwärze mir nahe, saugende Leere und enges Gefängnis zugleich. Ich wecke Frau H, ich habe keine Wahl, aber indem ich die Panik in Worte fasse, mache ich zwei aus ihr. Eine wortlose und eine artikulierte. Steigere Dich nicht rein, sagt sie, was, wenn ich auch Panik bekomme? Das beruhigt mich ein wenig, jeder Gedanke ist eine Ablenkung.

Eine weitere Ablenkung: Ich muß auf die Toilette, die bei all diesen Campingplätzen ein Loch mitten im Wald ist, mit einem Brettkasten darüber, in den ein Loch gesägt wurde, mit einem Deckel drauf. Dankbar für die Bewegung nehme ich eine Taschenlampe und gehe, vielleicht vierzig Meter weit, in den Wald, da ist der Kasten. Während ich hier sitze, lasse ich die Taschenlampe über das nahe Gebüsch streichen, ich sehe natürlich nichts über die erste Schicht der Blätter hinaus, aber ich höre sie: interessiertes Rascheln nähert sich, das Licht, das mir einen Raum gibt, in dem sich die Panik verdünnen kann, ist eine Leuchtreklame im hiesigen Nachtleben. "Menschen mit runtergelassenen Hosen" funkelt sie hinaus. Und warum auch nicht.

Fast fühle ich mich wohl im Wald, aber jetzt muß ich zurück ins Zelt, in die Enge, und sofort kommt die rasende Panik wieder. Ginge morgen die Sonne nicht auf, ich liefе zum Frühstück schon ums Schiff in engen Kreisen, selbst wenn gar keins da wäre, und sänge laut Fahrtenlieder gegen den Ichverlust. Zum Glück hat aber Frau H ihre geistige Notapotheke zur Hand, mit Engelsstimme hypnotisiert sie mich an einen Strand, meine Glieder werden schwer ("Das ist nur ein Trick" schreit machtlos die Panik), und noch eine



Abbildung 2.9: Links: Kochen. Rechts: Pfahlbelästigung.

halbe Stunde liege ich da und erwürge die Angst mit Strand. Dann ist gut.

Am Morgen ist der Himmel saubergefegt und blau wie eine Schönwetterhaubitze. Noch vor dem Frühstück paddeln wir einige Meter zu unserem Wunsch- Campingplatz, von dem uns der Wind gestern wegtrieb. Hinter diesem Platz ist eine kleine Bucht, in der Bucht seichtes, sumpfiges Wasser. In solchem Gelände, da sind sich die Führer einig, tanzen die Moose, die kanadische Variante der Elche, des Morgens Ballett. Und was der Führer sagt, glaubt der Deutsche natürlich gern. Gelogen ist es, man hätte es wissen können, still und starr ruht der See, und nachdem ich einen kleinen Totempfahl frech von hinten genommen habe, gibt es auch schon Frühstück (Freedom Toast) und Aufbruch.

Burnt Island Lake – auf dem übrigens weit und breit keine verbrannte Insel zu sehen ist – legt nachmittags oft schweren Wind auf und ist dann unschiffbar. Weil der Mensch ein Narr ist und nicht aus Fehlern lernen mag, knote ich während der Fahrt erneut die Rute ans Heck und lasse Schnur und Hoffnung sausen.

Es saust auch ein steifer Wind aus Nordost und schiebt uns wild über



Abbildung 2.10: Auf dem Bärenpfad.

den See, der wieder einmal in lustigen Wellen um uns her tanzt. Das nächste Ufer – Burnt Island ist kein Pipikackasee, sondern ausgewachsen und mit Haaren auf der Brust - ist wenigstens 500 Meter entfernt. Und in der falschen Richtung. Wir legen die Persönlichen Schwimm-Geräte an und paddeln ein wenig entschiedener. Die sich brechenden Wellen gewinnen stetig an Höhe, der Schaum sammelt sich in eigenartigen, gradlinigen Straßen auf dem Wasser, die wir schräg durchqueren. Kämen mehr als vier große Wellen hintereinander, das Boot müsste kentern. Netterweise kommen sie einzeln und im Abstand. Wir paddeln wie irr, zäh rückt die Küste näher, dann aber doch. Ein sanfter Sandstrand, wir ziehen das Kanu hinauf und essen erstmal zu Mittag. Wenig später steuert durch die hochschlagenden Wellen ein weiteres Paar den Strand an, zwei Kanadier, die in Irland leben, und zum Urlaub zurück kommen in die Wildnis. Während wir noch essen, laden die beiden sich alles auf und verschwinden im Wald.

Als gestern über den Bäumen am Seeufer grell wie der Scheinwerfer eines landenden Flugzeugs der Abendstern leuchtete, mußte ich "I'm your venus, I'm your fire" denken, es ging nicht anders. Der Automatismus ärgerte mich zuerst, meine Wahrnehmung, die wie ein rostiger Supertanker die Jungfräulichkeit mit öligen Vergleichen verklebte. Nach den Prüfungen der Nacht aller-

dings habe ich Respekt für meine Umgebung, der über den Naturliebekitsch hinausgeht. Die Deutungen und Mythologisierungen, ob mächtige Göttinnen, Flugzeuge oder Bananarama bemüht werden, machen aus der Fremde ein Gegenüber. Und weitere Erkenntnis: relative Einsamkeit verführt schon nach wenigen Tagen zu banalem Blödsinn. Es wird Zeit für körperliche Arbeit.

800 Meter lang ist die Portage, die längste bis jetzt. Die Irenkanadier trugen all ihr Gepäck auf einmal, und zusätzlich zum Gepäck setzte sich der Mann noch das Kanu auf. Daran ist für uns nicht zu denken, wir müssen uns gegenseitig mit den schweren Rucksäcken auf die Beine helfen, dann stapfen wir wankend los, durch den Wald, über eine Wasserscheide hinweg. Bislang paddelten wir gegen die Strömung, die Richtung Lake Huron führt, aufwärts, auf der anderen Seite werden wir der Strömung abwärts Richtung St. Lorenzstrom folgen. Aber erst müssen wir die andere Seite erreichen.

Der Wald, den wir durchqueren, ist friedlich still und strotzend grün. Aber bei näherem Hinsehen sieht man auch hier wieder überall die Nährstoffarmut dieser Gegend und den Kampf um Licht, Stickstoff und das zarte Fleisch hindurchhächzender Wanderer. Bäume fallen haltlos von den Brocken, auf denen sie sich leichtsinnig festzukrallen versuchten, nur wenige Zentimeter körniger Waldboden deckt den uralten Granit. Kreuz und quer lasten die Toten auf den Lebenden. Auf einem der nackten Felsbrocken rasten wir und trinken gierig Wasserflohsuppe mit Totmachchemie drin aus Plastikflaschen. Natur!

Wenig später stolpern wir einen sanften Abhang hinab in eine Senke, die quer zum Weg verläuft, und durch die im Frühjahr sicher ein kleines Flüslein plätschert. Jetzt ist es nur ein matschiger Streifen Wald mit großen Prankenabdrücken drin. Ein Bär kam hier vorbei, lang kann es nicht her sein. Wir sehen uns um, man sieht kaum 10 Meter weit in diesem grünen Wirrwar, und gehen dann weiter. Frau Hs Dinnerbell bimmelt womöglich etwas lauter jetzt, aber in dieser Stille klingt jedes Geräusch laut. Ein Specht zum Beispiel, klopft einen Baum zaghaft auf Gewürm ab, und man hört ihn hunderte von Metern weit, verhallend. Dann sind wir durch, laden die Rucksäcke ab und machen uns auf den Rückweg. Dann sind wir schon wieder durch und ich lade mir das Kanu auf.

Ein Kanu zu tragen, ist eine lustige Erfahrung, und das nicht nur, weil man bekloppt aussieht. Das Kanu ist zuerst erstaunlich leicht vorwärts zu bewegen, gleichzeitig aber extrem schwer zu drehen, sowohl Richtungsänderungen als auch Kippungen setzt es enormen Widerstand entgegen. Nach einer Weile nivellieren bohrende Schmerzen in den Schultern aber den Unter-



Abbildung 2.11: Quak.

schied und jede Bewegung wird anstrengend. Interessant ist auch, was man vom Weg noch sieht, nachdem man sich ein Kanu aufgesetzt hat: nichts. Als die ersten Kanuhüte erfunden und durch die Wälder getragen wurden, muß es eine Offenbarung gewesen sein, als jemand herausfand, daß man sich in den Hütten auch in einen See setzen kann. “Hey“, rief er, in den Grunzlauten, die damals in Mode waren, “die Dinger schwimmen ja!“ Aus allen Richtungen kamen Leute mit Kanuhüten heran und staunten. Dann machten sie dem Erfinder ein Loch in seinen schwimmenden Hut und versenkten ihn, denn Traditionen sind wichtig, und dürfen nicht so einfach umgeworfen werden.

Nichts von all dem denke ich natürlich im Wald. Trägt man ein Kanu durch den Wald, denkt man nur: Wurzel. Stein. Wurzel. Au. Stein. Au. Wurzel. Au. Au. Wurzel. Stein. Stein. Da. Endlich. Dann stößt man das Kanu laut irgendwo an beim Versuch es abzusetzen, denkt “jetzt ist es kaputt, wir werden sterben“, stellt fest, daß es doch noch schwimmt, lädt das Gepäck ein und fährt davon.

Die weitere Route führt uns durch zwei hübsche und sehr menschenleere Seen, die Little Otterslide Lake und Otterslide Lake heißen. Die Thujas am Ufer sind so weit das Auge reicht bis in etwa 3 Meter Höhe kahlgefressen: Moose. Das Fortkommen erschwert uns aber zunächst ein etwas kleinerer

Säuger. Der Kanal zwischen den beiden Seen nämlich ist auf ganzer Breite abgeriegelt. Biberwerk. Glücklicherweise ist der Damm solide, wir schieben das Kanu stückweise über die niedrigste Stelle und paddeln in den malerischen Kanal, in dem sich, erstmals an diesem Tag, sogar die Sonne zeigt. Erhebliche Aufregung löst bei uns ein riesiger Frosch aus, der träge am Ufer dümpelt und äußerst stoisch die vorsichtigen Annäherungsversuche über sich ergehen läßt. Wir paddeln lautlos minutenlang, bis das Kanu ideal steht, die Sonne unter dem rechten Winkel scheint und der Frosch mal nicht blinzelt. Dann schlägt der Verschuß zu und die Seele des Amphibs ist im Kasten.

Bei der Ankunft am See treibt mitten im See erneut eine Loon und mustert uns aufmerksam. Schließlich fällt das Tier eine Entscheidung, sperrt den langen, spitzen Schnabel auf und lacht. Es ist kein menschliches Lachen, sie lacht uns nicht aus und sie lacht uns nicht an. Es ist das Lachen des großen Geists des Nordens, ein Naturereignis, keine Emotionsäußerung, aber wir lächeln dennoch respektvoll zurück. Fast jedes Buch, jeder Text über diese Landschaft schreibt es, und schon nach diesen wenigen Tagen wissen wir, wie sehr es stimmt: wer die Loon rufen gehört hat auf diesen Seen, der sieht sie mit anderen Augen. Es ist ein verlorener Ruf, von den Ufern zurückgeworfen trägt er weit, aber beruhigend zugleich. Die Loon ist Herrin über diese Gewässer, länger als der Mensch sie kennt. Und so ist es gut.

Das Zelt schlagen wir direkt über dem Wasser auf, am Rande eines lichten Kiefernwaldes. Die Iren wohnen gegenüber, kaum einen Kilometer entfernt, wir haben ihr Kanu beim Vorbeipaddeln gesehen. Mit Kakao und Obstbrand nebeln wir uns nach dem Chili con Carne am Abend angenehm ein; als die Sonne schließlich versinkt, verliert der Wald langsam seine abweisende Ausstrahlung, erwacht zu einem stillen Leben und ich fühle mich wohl.

Nachts erwache ich irgendwann, öffne mechanisch die Zelttür und strecke den Kopf hinaus. Ich sehe Sterne und die Silhouetten der Bäume. Der See platscht. "Aha", denke ich, ziehe den Kopf wieder ein und schlafe weiter.

Otterslide Lake – Big Trout Lake

Through long winter nights in New Hampshire, while snow piled up outdoors and my wife slumbered peacefully beside me, I lay saucer-eyed in bed reading clinically precise accounts of people gnawed pulpy in their sleeping bags, plucked whimpering from trees, even noiselessly stalked (I didn't know this happened!) as



Abbildung 2.12: The Lady of the Lake.

they sauntered unawares down leafy paths or cooled their feet in mountain streams. People whose one fatal mistake was to smooth their hair with one dab of aromatic gel, or eat juicy meat, or tuck a snickers in their shirt pocket for later, or have sex, or even, possibly, menstruate, or, in some small, inadvertent way pique the olfactory properties of the hungry bear. Or, come to that, whose fatal failing was simply to be very, very unfortunate—to round a bend and find a moody male blocking the path, head rocking appraisingly, or wander unwittingly into the territory of a bear too slowed by age or idleness to chase down fleeter prey.

Bill Bryson, A Walk in the Woods

Ich schlief sehr unruhig in dieser Nacht. Das Lagerfeuer hatte mir ein Gefühl relativer Sicherheit gegeben. Auch war es schön, das Feuer der Irlandkanadier als kleinen Lichtpunkt am jenseitigen Seeufer flackern zu sehen. Jemandem, der sein ganzes bisheriges Leben in den Städten verbracht hat, mag es als Luxus erscheinen, einmal keine anderen Menschen sehen und hören zu müssen. Das ist eine romantische Fehleinschätzung. Es ist ein sehr kleiner Schritt von “He, was wollen diese Leute in meiner Wildnis?” bis zu

“Gott sei Dank, da sind noch welche.“ Wir vollzogen diesen Schritt in nur zwei Tagen.

Nun lag ich im Zelt und fühlte mich unbehaglich. Widerstrebend hatte ich das tröstliche Feuer gelöscht. Die mondlose Nacht war sehr dunkel. Ich beschloss, vor dem Schlafen, wie es meine Gewohnheit ist, noch ein wenig zu lesen und mir auf diese Art vielleicht eine Illusion von Normalität und Sicherheit zu verschaffen, als trenne mich nicht lediglich eine dünne Zeltmembran von einer Umgebung, in die ich nicht gehörte, und von ihren legitimen Bewohnern.

Als Reiselektüre hatte ich “A Walk in The Woods“ von Bill Bryson eingepackt, die Beschreibung einer Wanderung entlang des Appalachian Trail, des zweitlängsten Wanderwegs der Welt, der den Osten der USA von Georgia bis Maine durchquert. Das Buch ist sehr amüsant. Das zweite Kapitel beschreibt ausführlich und selbstironisch des Autors Bärenfurcht. Der Appalachian Trail führt fast auf seiner ganzen Länge durch geschützte Wildnis, und überall wimmelt es von Schwarzbären. Das Kapitel enthält ausserdem ausführliche Paraphrasen der beunruhigendsten Passagen aus all den Büchern, die ich aus Rücksicht auf meine Nerven vermieden hatte zu kaufen, deren Inhalt ich aber gleichwohl nur zu genau kannte. Nun lag ich also da und las mit untertassengroßen Augen, wie Bill Bryson daliegt und mit untertassengroßen Augen schauerhafte, gleichwohl verbürgte Bärenattackengeschichten liest. In der Sicherheit seines heimischen Bettes, versteht sich, nicht in einem Zelt an einem See in den kanadischen Wäldern.

Als ich aufwache, ist es bereits acht Uhr. Mir ist kalt. Ich erinnere mich, in der Nacht mehrmals, vor Kälte zitternd, aufgewacht zu sein. Jedesmal dachte ich: “Ich sollte die Fleece-Hose anziehen“. Im Halbschlaf ging ich alle nötigen Schritte im Geiste durch: Ich müsste nur die Hose unter meinem Kopf hervorholen, den Schlafsack aufmachen und sie überziehen. Aber ich tat nichts dergleichen. Der Gedanke daran, mich auch nur einen Millimeter zu rühren, geschweige denn, geräuschvoll den Schlafsackreissverschluss zu öffnen, erfüllte mich mit Grauen. Denn draußen, nur wenige Meter von unserem Zelt entfernt, stand ein imaginärer Bär. Und dieser Bär lauschte.

Das alles erscheint mir angenehm weit weg, als wir in der freundlichen Morgensonne auf einem Felsen sitzen, zuckersüßes Porridge essen und auf den See schauen. Nicht weit vom Ufer entfernt füttert ein Loon-Paar seine beiden halbwüchsigen Jungen mit frisch gefischten Fischen. Wenn sich einer der Vögel bei der Futtersuche zu weit vom Rest der Familie entfernt, stößt der andere einen langgezogenen Klagelaut aus, der haargenau wie das Heulen



Abbildung 2.13: The Lord of the Lake (und Familie).



Abbildung 2.14: Links: Der Mensch. Rechts: Der Wald.



Abbildung 2.15: Finden Sie den versteckten Bären?

eines Wolfs klingt. Wir beginnen, uns Sorgen zu machen, als eine der Loons minutenlang verschwunden bleibt und die andere laut rufend den See nach ihr absucht. Kann eine Loon beim Tauchen ertrinken? Oder ist sie womöglich gefressen worden? Am Abend zuvor hatte Genista in der Nähe des Seeufers einen winzigen, haiähnlichen Fisch entdeckt, mit Antennen beiderseits des Mauls – ein junger Wels. Ausgewachsene Welse werden bis zu zwei Meter lang und können problemlos eine Ente verschlingen. Tatsächlich, aber das lese ich erst nach unserer Rückkehr in einer Loon-Monographie, haben die erwachsenen Vögel nur einen natürlichen Feind: ihresgleichen. Die Loon bringt andere Wasservögel um, indem sie blitzschnell unter ihnen auftaucht und sie mit ihrem dolchartigen Schnabel durchbohrt. Das Motiv für diese Meuchelmorde ist Revierverteidigung. Deshalb sieht man Enten im Algonquin-Park nur auf Flussläufen, deshalb wagen sich die Merganser-Weibchen mit ihren ängstlich dicht an dicht schwimmenden Jungen selten aus dem Schutz des flachen Uferwassers, und deshalb gibt es in Sichtweite eines Zeltplatzes meist nur ein Loon-Paar. Tiefere Einblicke in die gnadenlose Welt der Loons bleiben uns an diesem Morgen jedoch erspart. Nach endlos erscheinenden Minuten herzerreißenden Wolfsgeheuls kehrt die Vermißte von ihrem Rekordtauchgang zurück, und auch wir können endlich aufhören, den Atem anzuhalten.

Erleichtert nippe ich an meinem kaltgewordenen Kaffee, als vier Männer



Abbildung 2.16: Finden Sie den versteckten Frosch?

in ihren Kanus an uns vorbeiziehen. Sie steuern die Otterslide-Creek-Portage an. Das erinnert uns daran, dass es höchste Zeit ist, aufzubrechen. Die erste wirklich anstrengende Etappe unserer Reise liegt vor uns: Wir werden auf Otterslide Creek nach Norden fahren, bis er in Big Trout Lake mündet, wo wir die Nacht verbringen werden. Auf diesem Weg liegen fünf Portagen. Ein wenig widerstrebend packe ich zusammen. Unser Zeltplatz ist bei Tageslicht sehr idyllisch. Der Wald ist hier nicht düster und beklemmend, sondern freundlich und einladend, noble Rot- und Weißkiefern halten höflich Abstand voneinander, es duftet nach Harz. Flechtenbewachsene Granitbrocken ragen da und dort malerisch aus dem rotbenadelten Waldboden. Es ist ein Platz, an dem man eine Blockhütte bauen möchte. So muss Kanada aussehen!

Die erste Portage liegt zwei Kanuminuten von unserem Campingplatz entfernt und ist nur 250 Meter lang. Sie umgeht einen großen Biberdamm, der Otterslide Creek vom See abschneidet. Als wir uns dem Damm nähern, breitet ein bis dahin unsichtbarer Kanadareihher seine Schwingen aus und fliegt indigniert davon. Wir landen und sehen mit staunenden Greenhornaugen, wie uns federnden Schrittes zwei Männer mit Boot und Ausrüstung aus dem Wald entgegenkommen, sie haben den Creek offensichtlich bereits hinter sich, denn auf seiner ganzen Länge gibt es keinen Campingplatz. Wäh-

rend wir noch mit unseren Rucksäcken kämpfen, paddeln die beiden schon routiniert davon. Die Portage ist kurz und flach, sie führt uns ans schlammige Ufer des Creeks. Dort liegt ein Boot, ein weiteres nähert sich. Es ist die Gruppe, die beim Frühstück an uns vorbeigepaddelt war. Einer von ihnen sei krank geworden, sie hätten umkehren müssen, erklärt man uns bedauernd. "Aha, beaver-fever" denke ich kennerhaft und beschließe, künftig unser Wasserdesinfektionsmittel großzügiger zu dosieren. Magenkrämpfe, Durchfall und Übelkeit sollen andere plagen, ich möchte, den Bibern und ihren unzulänglichen Kläranlagen zum Trotz, nicht vorzeitig den Park verlassen müssen.

Der erste Abschnitt des Creeks ist nicht mehr als ein langgestreckter, flacher Tümpel. An seinem Ufer stehen düstere Fichten dicht an dicht. Irgendwo fiept verloren ein Vogel, die Szenerie wirkt ein wenig desolat. Plötzlich ist Bewegung hinter mir im Boot, Genista hat etwas gesehen, er deutet auf die Tannen zu unserer Linken. Dort sitzt in kurzer Entfernung ein Scarlet Tanager (Scharlachtangare) auf einem Zweig und mustert uns unter nervösem Kopfdrehen. Der meisengroße Vogel ist noch im vollen Brutgefieder, sein Körper leuchtet im schönsten Signalrot, davon heben sich die jettsschwarzen Flügel sehr vorteilhaft ab. Man fragt sich, wie dieser einzige nordamerikanische Vertreter einer tropischen Spezies in einer grau-braun-grünen Umgebung überleben kann. Das fragt er sich offensichtlich auch, denn nun flattert er verschreckt in den Baumwipfel zu seinem unscheinbar olivgrün gefiederten Weibchen. Genista, der das seltene Tier soeben auf ein Beweisfoto hatte bannen wollen, murmelt Vierbuchstabenwörter. Nach kurzem, ereignislosem Gepaddel ist es dann auch schon wieder Zeit, das Boot an Land zu ziehen und auszuladen. Holprig geht es über Steine und Wurzeln durch ein hügeliges Waldstück, aber auch diese Strecke ist angenehm kurz. Am jenseitigen Ufer ramentert ein Schwarm Blauhäher, als wir uns nähern. Sie machen meine lustig am Gürtel bimmelnde Bärenglocke überflüssig, falls unser Geschnaufe und Getrampel das nicht ohnehin getan haben.

Jenseits der Portage erwartet uns eine veränderte Landschaft. Wir sind jetzt in einem Sumpfgebiet, die Ufer des Flüsschens sind morastig, das Wasser voller Pflanzengeschling und blühender Seerosen. Genista entdeckt einen handtellergroßen Frosch, der in den Schlingpflanzen auf Libellen lauert. Nur der Kopf mit den vorstehenden, goldenen Augen ragt aus dem Wasser. Stoisch verlässt sich das Amphibium auf seine Tarnfarben, als wir bis auf wenige Zentimeter heranpaddeln und es abfotografieren. Wir sind noch ganz erfüllt von dieser außergewöhnlichen Begegnung, als Genista einen zweiten Frosch



Abbildung 2.17: Kleiner Fuß, großer Fuß.

an Backbord meldet. Dieses Exemplar ist womöglich noch größer als sein Artgenosse. Es erleidet das gleiche Schicksal. Wenig später erspähe ich zwei goldene Murmeln auf der Wasseroberfläche, es hängt ein Frosch daran. Bei Zwanzig hören wir auf, zu zählen. Innerhalb einer halben Stunde sehe ich mehr Frösche als zuvor in meinem gesamten Stadtbewohnerdasein.

Nun aber geht es nicht weiter, die Natur hält einen weiteren Höhepunkt für uns bereit, sie hat einen pittoresken Biberdamm auf unseren Weg gelegt. Dahinter spiegelt sich der Nadelwald in einem kleinen Teich. Wir müssen lange suchen, bis wir das gelbe Portageschild an einem der jenseitigen Bäume entdecken. Der Damm dient uns als Landungsbrücke, er ist elastisch, aber äußerst stabil. Eine weitere kleine, unspektakuläre Portage später beladen wir unser Kanu an einem morastigen Ufer voller Schuhabdrücke. Ich will gerade ins Boot steigen, als Genista nach mir ruft. Er zeigt auf eine Stelle neben einem Stein. Im weichen Untergrund ist eine ovale Mulde erkennbar, darüber vier kleinere, fast kreisförmige Abdrücke. Die Spur ist so lang wie mein Fuß und dreimal so breit. Ich blicke auf den Abdruck der Vorderpranke eines ausgewachsenen Bären. Genaugenommen ist es nur der halbe Abdruck – Ballen und Zehen; die Stelle, an der die Ferse den Boden berührt hat, ist nicht zu erkennen. Nicht weit davon entfernt entdecke ich eine frischere



Abbildung 2.18: Kleiner Fisch.

Bärenspur, halb zerstört von einer genoppten Schuhsohle. Hier sind deutlich die Abdrücke der Klauen zu sehen.

Vielleicht ein wenig schneller als sonst besteigen wir das Boot und wollen gerade lospaddeln, als ein Kanu in der Flussbiegung erscheint und auf den Landeplatz zusteuert. Darin sitzen zwei Männer, die mit ihren Tarnhosen und verwegenen Vollbärten so aussehen, als würden sie die Tiere des Waldes gelegentlich auch gerne durch ein Zielfernrohr betrachten. Sie informieren uns, dass bis zur nächsten Portage vier Biberdämme zu überwinden sein werden. Wir revanchieren uns mit dem Hinweis auf unseren Fährtenfund. Als ich mich im Davonpaddeln noch einmal umdrehe, sehe ich, wie die beiden die Spuren fotografieren.

Jetzt liegt eine lange, gewundene Paddelstrecke vor uns. Schon bald erreichen wir den ersten Biberdamm, er hat in der Mitte eine breite Lücke, die sich problemlos durchfahren lässt. Auch die drei weiteren Dämme auf unserem Weg sind mit einer praktischen Fahrrinne ausgestattet. Wir fühlen uns veralbert.

Inzwischen ist Mittag, und wir haben die Hälfte der längsten Flusstappe hinter uns. Wir lassen das Kanu am Ufer dümpeln und picknicken Cream Cheese-Bagels und Trockenfleisch. Im klaren Wasser wimmelt es von

Fischen. Als Genista einen größeren erspäht, erwacht in ihm der Jagdtrieb und er wirft die Angel aus. Sofort bildet sich eine neugierige Fischtraube um den Köder. Ich mag nicht hinsehen und wende mich wieder meinem Bagel zu. Dann kommt es, wie es kommen muss, ein Fisch hängt an der Angel, er ist vielleicht fünfzehn Zentimeter lang. Vorsichtig pflückt Genista seinen Jungfernfang vom Haken und setzt ihn ins Wasser, wo er seiner Wege schwimmt, als sei nichts geschehen. Gleich nebenan stülpt sich Otterslide Creek zu einem kleinen See aus, dort will Genista nun hin, denn dort vermutet er den kapitalen Barsch, den er heute Abend über dem mit eigenen Händen errichteten Feuer braten will, wie es der von der Wildnis erweckte Instinkt von ihm verlangt. Der See ist nicht mehr als ein seichter Tümpel, mühelos sehe ich bis auf den sandigen Grund, da sind merkwürdige Vertiefungen, oval mit mehreren kleinen, runden darüber. Nein, wir sind nicht die einzige Säugetierspezies hier, die gelegentlich gerne Fisch isst. Ich hebe den Blick, an dieser Stelle führt ein Tierpfad zum See, und ich weiss sowieso schon, dass der Bär auch dort seine Spuren hinterlassen hat. Nun habe ich aber doch ein bisschen die Nase voll, ich möchte weiterfahren, doch Ahab Genista sträubt sich, mit irr flackerndem Blick hält er die Angel ins Gewässer, während er mich bezichtigt, der Erfüllung seines vom Schicksal auferlegten Auftrags im Weg stehen zu wollen. In so einer Situation hilft nur resigniertes, dumpfes Brüten. Nach einer Viertelstunde zeitigen die Resignationsstrahlen, die ich aussende, den gewünschten Effekt. Beleidigt holt Genista den Köder ein und wir nehmen auf dem Creek Kurs nach Norden.

Wir sind noch nicht weit gepaddelt, als wir ihn sehen: Groß und braunschwarz versperrt er uns den Weg, respektvoll drosseln wir das Tempo. Ein strenger Geruch steigt uns in die Nase. Tatsächlich, das ist ein richtiger, ausgewachsener Biberdamm, die Trapper haben nicht übertrieben. Die Zweige der obersten Schicht tragen noch ganz frische, grüne Blätter, sie wurden offensichtlich erst in der vergangenen Nacht hier abgelegt. Wir setzen das Kanu mit der Nase auf den Damm, dann müssen wir aussteigen, mitten hinein ins schwankende Gezweig, und ziehen. Der Damm ist etwa einen Meter hoch, auf der anderen Seite ist der Wasserpegel niedriger. Das Kanu liegt jetzt auf dem Scheitelpunkt den Damms wie auf einer Wippe. Ich sehe unsere Ausrüstung im Geiste schon in stinkendem Biberexkrementenschlamm versinken, aber als wir dem Boot einen beherzten Schubs geben, vollführt es einen vorbildlichen Stapellauf. Wir bugsieren das Kanu ans Ufer, spülen den dubiosen Matsch von unseren Füßen und steigen ein.

Mit dieser Methode überwinden wir auch Biberdamm zwei und drei. Wir



Abbildung 2.19: Fitzcarraldo.

finden inzwischen, dass die Natur ganz schön nerven kann. Derbe Unmutsäusserungen gegen die Biber werden laut. Damm Nummer vier bringt uns zum Schweigen. Das ist eine Zumutung von einem Biberdamm, an der anderen Seite geht es zwei Meter in die Tiefe, nie und nimmer werden wir das Kanu komplett mit Inhalt dort hinunterbefördern können. Wir überlegen, ob wir uns womöglich verfahren haben, als wir jenseits des Dammes ein flaches, gerodetes Uferstück entdecken, zu dem ein Pfad führt. An unserer Seite ist der Zugang zum Pfad hinter niedrigem Weidengezweig versteckt, deshalb hatten wir ihn zunächst übersehen. Es ist nicht ganz einfach, das Kanu durchs Gestrüpp zu bugsieren. Als ich aussteige, sinke ich knöcheltief in schwarzen Morast ein. So waten wir, das Boot schiebend und ziehend, die Umleitung entlang zum rettenden Uferstreifen. Das Ufer ist einen halben, steilen Meter hoch, also müssen wir das Kanu parallel zur Böschung ins Wasser setzen. Achtzig sperrige Kilogramm wollen präzise bewegt werden und dürfen auf keinen Fall im falschen Moment herunterfallen. Wider Erwarten gelingt das delikate Manöver. Wir haben den Biber besiegt.

Der Triumph währt jedoch nicht lange, die nächste Schikane wartet bereits in Gestalt der längsten Portage dieser Etappe. Drei mal 720 Meter (mit Gepäck, ohne Gepäck, mit Kanu) liegen vor uns. Das Portageschild, das



Abbildung 2.20: Bärenreck.

oberhalb des steilen, steinigen Ufers an eine stattliche Rotkiefer gepinnt ist, hängt in Fetzen herunter. Wir wundern uns über diesen sinnlosen Akt von Vandalismus. Als wir uns das Schild näher ansehen, stellen wir fest, dass es mehrere, parallele Risse hat. Einer davon beginnt, deutlich erkennbar, nicht am Rand des Bogens, sondern in seinem Inneren. Ich fasse das Schild an. Es besteht aus glatter, nahezu unzerreißbarer PVC-Folie.

Ich weiss, wie es nun weitergehen wird. Ich habe in meinem Leben genug Horrorfilme gesehen, um die ehernen Gesetze der Dramaturgie zu kennen. Vergangene Nacht habe ich ein Buchkapitel über Bärenattacken gelesen und ich bin mit jemandem unterwegs, der auf meine vollkommen vernünftigen und gerechtfertigten Bedenken hin achselzuckend verkündet hat, er "glaube nicht an Bären". Wir haben Bärenprankenabdrücke gesehen, wir haben gesehen, was Bärenklauen mit einem Stück PVC-Folie machen können. Die Szene, in der wir dem Bären begegnen, steht jetzt also unmittelbar bevor. Er wird hinter einer Wegbiegung auf uns lauern und zunächst den Ungläubigen fressen. Dann wird er mich stundenlang durch den Wald jagen, und schließlich werde auch ich aufgefressen werden.

Es gibt nur eine Methode, das sichere Verderben vielleicht doch noch abzuwenden: Ich muss Lärm machen, und zwar so infernalischen Lärm, dass

selbst der hungrigste oder taubste oder dreisteste Bär in Panik Reißaus nimmt. Schluss mit dem verhaltenen Gebimmel, ich nehme die Bärenglocke in die Hand, mein Arm schlenkert beim Gehen deutlich mehr als sonst, kein Bär im Umkreis von drei Kilometern wird behaupten können, er habe mich nicht kommen hören. Der Weg ist furchtbar. Er folgt dem Verlauf von Otterslide Creek, der hier ein steiniger Bach ist (und jeder, der schon einmal eine Dokumentation über die kanadische Wildnis gesehen hat, weiss, das Bär und Bach die besten Buddies sind). Er führt durch einen dichten Wald, hügelhaft und hügelab, er ist kurvig, und oft sieht man nicht, was sich hinter der nächsten Erhebung oder Wegbiegung befindet. Vor jeder unübersichtlichen Stelle mache ich besonders viel Radau. Dabei versuche ich, nicht an eine bestimmte Passage aus Bill Brysons Buch zu denken, in der er auf einen Widerspruch in einem der Bärenratgeber hinweist: "Elsewhere he suggests that hikers should consider making noises from time to time – singing a song, say – to alert bears of their presence, since a startled bear is more likely to be an angry bear, but then a few pages later he cautions that 'there may be a danger in making noise', since that can attract a hungry bear that might otherwise overlook you."

Wie auch immer- irgendwie gelangen wir heil auf die andere Seite, wo wir unsere Rucksäcke auf einem Landungssteg deponieren. Als wir auf dem Rückweg fast wieder bei unserem Boot angekommen sind, zeigt Genista mit einem beiläufigen "Ach, übrigens" auf den Wegrand. Dort liegt, frisch glänzend, Bärenlosung.

Ich vermute, wir erinnern ein wenig an eine mittelalterliche Pestprozession, wie wir da so durch den Wald ziehen: Ich laufe wild bimmelnd vorneweg, die Kanupaddel wie eine Monstranz in der Linken; Genista schleppt sich, unter der Last des Kanus ächzend, hinterdrein. Ob die Bären sich nun im Unterholz lachend auf die Schenkel klopfen oder uns entsetzt aus den Baumwipfeln beobachten – meine Strategie geht auf: Wir bleiben auch auf dem dritten Abschnitt der Portage unbehelligt.

Der Creek ist auf dieser Seite wieder schiffbar, dank der Biber. Das Wasser ist so glatt, dass man beinahe nicht erkennt, wo die Ufervegetation aufhört und die Spiegelung beginnt. In einiger Entfernung ist eine steile Felswand zu sehen. Darüber kreist ein Wanderfalke. Er wäre nicht hier, wenn Naturschützer nicht seit Jahren versuchten, seine von DDT dezimierte Art im Park wieder anzusiedeln.

Ich bin sehr froh, von der Bärenportage wegzupaddeln. Im Boot fühle ich mich sicher. Als wir schließlich am flachen Ufer der letzten Portage landen,



Abbildung 2.21: Wo fängt das Wasser an?

sind im Sand lediglich Kranich- und Elchspuren zu sehen. Hier ist der Weg durch den Wald nur kurz, er umgeht einen wilden kleinen Wasserfall, der über eine Treppe aus gewaltigen Granitquadern in die Tiefe stürzt.

Dahinter liegt eine ruhige, langgezogene Bucht, ein Ausläufer von Big Trout Lake. Wir wollen gerade losfahren, als ich einen Fisch springen sehe. Ich mache den Fehler, Genista darauf hinzuweisen, denn nun muss wieder geangelt werden. Zäh vergehen die Minuten, während ich im Bug dumpf brüte und Genista im Heck verbissen versucht, dem nassen Element ein Abendessen abzutrotzen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit haben wir noch eine Stunde Zeit. Eine Stunde, in der wir einen Zeltplatz suchen, das Zelt aufbauen, kochen, essen, abwaschen und den Essensrucksack aufhängen müssen. Mit diesem Argument kann ich Ahab schliesslich zur Aufgabe bewegen, und der Fisch darf weiterspringen.

Als wir aus dem Schutz der Bucht herauspaddeln, erkennen wir, dass es höchste Zeit war, aufzubrechen. Big Trout Lake ist wirklich groß, und das bedeutet um diese Tageszeit starken Wind und hohe Wellen. Wir geben sofort den Plan auf, zu einem schönen Zeltplatz am gegenüberliegenden Ostufer zu fahren, und steuern den nächstgelegenen Platz an. Er liegt auf einer kleinen, bumerangförmigen Insel, etwa zweihundert Meter von Ufer entfernt. Es



Abbildung 2.22: Kurs auf Big Trout Lake.

dämmert schon, als wir unser Kanu an Land ziehen. Trotzdem möchte ich erst einmal die Insel inspizieren, bevor wir unser Zelt aufbauen. Die drei Vorfälle, bei denen Menschen in Algonquin Park durch Bären zu Tode kamen, ereigneten sich allesamt auf Inseln.

Der Abschnitt des Bumerangs, auf dem Landeplatz, Zeltplatz und Kochstelle liegen, ist sehr übersichtlich. Am Knick befindet sich eine Bodensenke, dahinter ist die Insel bewaldet, hier könnte sich durchaus ein großes Tier verstecken. Aber das Wäldchen ist “sauber“. Genista, der die Inselkontrolle überflüssig fand, wirft mir einen Das-war-doch-sowieso-klar-Blick zu. Dann macht er sich daran, zu kochen, während ich mich um das Zelt kümmerere. Als ich zum Kochplatz gehe, keckert es im Baum über mir. Dort sitzt ein rotes Eichhörnchen und fixiert mich mit seinen schwarzen Knopfaugen. Es ist kleiner als die grauen Hörnchen, die in Toronto die Parks bevölkern, und es ist ganz sicher nicht verwandt mit den scheuen, feenhaften roten Eichhörnchen, die ich aus Europa kenne. Dieses Tier wirkt dreist, ja geradezu angriffslustig. Ich sehe zu, dass ich weiterkomme.

Die Nacht ist schon hereingebrochen, als Genista im Schein eines entsetzlich qualmenden Feuers das Dinner serviert. Auf dem Speiseplan für heute stehen Spaghetti mit grünen Bohnen, dazu gibt es pappiges Pita. Mandys



Abbildung 2.23: Links: Schild, zerbärt. Rechts: Der Wanderer über dem Nebelmeer.



Abbildung 2.24: Big Trout Hörnchen.

Idee, zweifellos. Der warme Käsekuchen aus dem Topf (Käsekuchenmasse unten, Grahamcrackerkrümel oben) versöhnt uns ein wenig mit dem Hauptgang.

Während das Feuer herunterbrennt, gehen wir ans Ufer und schauen auf den See. Es ist jetzt vollkommen windstill. Die Sterne spiegeln sich im Wasser. Nur der Wald an den Seeufern ist noch dunkler als der Himmel. Nichts ist zu hören, nicht einmal eine Loon. Wir stehen eine Weile so da, im silbergrauen Sternenlicht, dann löschen wir das Feuer. Im Zelt ziehe ich meine Fleecehose über und verzichte auf Bettlektüre. In dieser Nacht werde ich nicht wach.

Big Trout Lake – White Trout Lake

In einer Stadt ist Einsamkeit eine dunkle Wolke in der Seele, eine drückende Last, ist dauerhafte Melancholie, und was der dämlichen Psychoratergebermetaphern noch mehr sind. Hier, an diesem stillen Seeufer, ist Einsamkeit etwas anderes. Sie ist körperlich spürbar, als Loch in der Welt, an der Stelle, an der früher die anderen waren. Die anderen, das ist die Masse, deren Gegenwart

einem selten bewußt wird, und wenn, dann unangenehm. Ein ähnliches Loch spürt man nachts in öffentlichen Gebäuden, aber das Loch hier ist tiefer. Bodenlos. In der Physik gibt es den Dirac-See, ein unsichtbares Meer voller Teilchen negativer Energie. Steckt man Energie in den Dirac-See, steigt eines der Teilchen auf und wird sichtbar, und die Lücke, die es im See hinterläßt, wird sichtbar als Antiteilchen. Stürzt das Teilchen in die Lücke zurück, verschwinden beide wieder unter einem Energieblitz. Diese Landschaft, dieser See hier ist voller Antimenschen, man kann die Lücken körperlich spüren, als Sog. Gäben wir ihm nach, wir verschwänden als hätte es uns nie gegeben.

Geben wir aber nicht. Stattdessen gibt es Frühstück, ein Omelette aus Omelettepulver und kartoffelfarbene Kunststoffstreifen. Der Kaffee sorgt für ein lustiges Brummen im Ohr, vielleicht haben wir auch schlecht geschlafen, aber dann wird das Brummen schnell lauter, nähert sich von hinter dem Busch, bricht aus ihm hervor, schwebt, rasend, flirrend, über der Feuerstelle, schwirrt ebenso rasant davon, über den See weg dem Ufer zu, und war ein grünschillernder Kolibri. Unsere Aufregung legt sich erst, als wir beim Gang über die Insel im Tageslicht fünfzig Meter von der Feuerstelle entfernt Grabspuren finden, eine ausgegrabene, schwarze Bananenschale, und einige Meter davon entfernt Bärenspuren im Ufersand. Erst ein paar Tage kann es her sein, daß hier ein Bär nach Futter suchte. Unseren Schreck geben wir, nur wenig gebraucht, an die Ablösung weiter, die auf der Insel anlandet, als wir ablegen. Das andere Paar ist nicht begeistert, schlägt aber trotzdem sein Zelt auf.

Die Fahrt durch Big Trout Lake ist trist. Nichts ist zu sehen außer dem Wasser, einem grünen Streifen, dort, wo das Wasser endet, und dem verhangenen Himmel darüber. Niemand begegnet uns, als wir Big Trout Lake verlassen. Wir haben den Punkt der größten Entfernung von der Basis erreicht. Es sieht nicht anders aus als überall sonst hier, obwohl doch auf der Karte die Route hier kippt, sich schlagartig von einem hin zu einem zurück wandelt. Bei genauem Besehen wandelt sie sich doch, die Bäume werden düsterer, die Ufer rücken näher.

Der Zeltplatz am White Trout Lake ist eine kahle Stelle am Ufer, Borkenkäfer haben etliche große Bäume zernagt, arabeske Fraßspuren überziehen die gestapelten Stämme, Insektschrift, unlesbar wie viele Handschriften heutzutage. Wir haben etwas Zeit vor dem Abendessen, paddeln deswegen hinaus auf den See, ich werfe die Angel aus, mehr aus Neugier als echter Hoffnung auf einen Fang. Während wir driften, nähert sich ein einsamer Paddler, mit Waldmenschenbart, erkundigt sich nach freien Campingplätzen in der Um-



Abbildung 2.25: Begegnung.

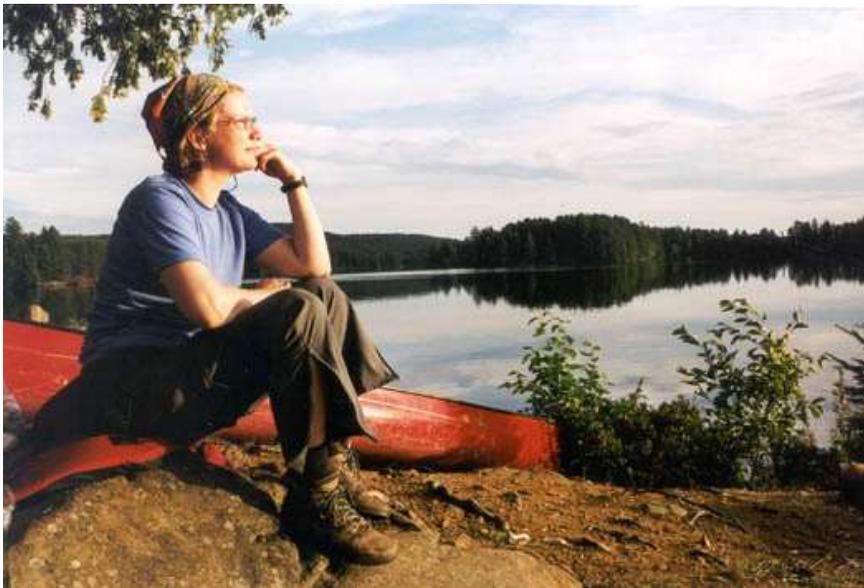


Abbildung 2.26: 116



Abbildung 2.27: Wellen.

gebung, karge Worte, gerufen über vielleicht hundert Meter Wasser hinweg, und entfernt sich wieder. Alleine hier – ich glaube ich würde wunderbar.

Zum Abendessen sehen wir der Sonne zu, wie sie hinter den Bäumen verschwindet, schöne Farben macht das. Vor einigen Jahren las ich die *Heliconia-Trilogie* von Brian Aldiss, einen Science Fiction Roman, in dem ein Planet in einem jahrhundertelangen Winter versinkt, aus astronomischen Gründen. Aldiss vermittelte mir Respekt vor Kälte und Nahrungsmangel und vor dem Winter. Fünf Tage hier im Park bewirkten dasselbe für den Sonnenuntergang. So beginnt die grimmige Finsternis, das weiß ich jetzt. Wer den schönen Farben glaubt, ist selber doof.

Um unser Zelt raschelt es laut in der Nacht. Wir sehen nicht nach.

White Trout Lake – Grassy Bay

Heute ist ein besonderer Tag, man spürt es im Wasser und der Luft. Nicht, weil schon wieder ein Kolibri durchs Lager brauste, während wir aus Tütenpulver und Seewasser leidlich essbare Breie und Krusten bereiteten, und auch nicht, weil ein Streifenhörnchen durchs Gebüsch flitzte, aus dem Blechnapf frass und schließlich für Landschaftsfotografie posierte.



Abbildung 2.28: Morgenhorn.

Nein, heute ist ein besonderer Tag, weil wir zum ersten und einzigen Mal das Wasser verlassen und zu einer Wanderung in den Wald aufbrechen wollen. Das sah vor einigen Wochen, beim Planen, noch harmlos aus, die Route führte eben über ein grünes Stück Landkarte statt ein blaues. Aber wir haben mittlerweile etliche Portagen hinter uns. Wir haben Respekt vor dem Wald. Völlig zu recht, wie sich zeigen wird.

Die Idee zu diesem Ausflug stammt aus einem alten Parkführer. Zu einer Zeit, die selbst in dieses angegilbte Buch zu nostalgischen Formulierungen hinreißt, und in der noch keine Überwachungsflugzeuge über dem Park kreisten, stand auf einem Hügel ein Feuerturm. Ein Ranger stieg bei trockenem Wetter zu diesem Turm hinauf und verbrachte seine Tage damit, nach Rauchzeichen zu suchen. Der Ranger steigt heutzutage natürlich nicht mehr, aber der Turm steht noch, und der Ausblick, sagt der Führer, ist fantastisch. Alles werden wir sehen können, Wasser, Bäume, Himmel. Es wird traumhaft sein.

Während wir packen, hören wir laute Geräusche im Wald, Zweige brechen, dumpfe Schritte auf dem federnden Boden. Ich laufe los, vielleicht dreißig Meter weit ins Unterholz folge ich, aber der Wendigo ist schneller und kennt sich hier wohl auch besser aus.

Wir lassen das Kanu zu Wasser, wuchten unsere Rucksäcke hinein und



Abbildung 2.29: Im Bärenwald.

legen ab. Nur ein paar hundert Meter weit müssen wir paddeln, am Südufer von White Trout Lake steht eine Rangerhütte, dort beginnt der Weg zum Turm. Steht im Führer. Als wir das Ufer fast erreicht haben, blicke ich vom Paddel auf, gucke mir das Ufer an, und finde im Schreck meine Finger nicht. Zwei große Moose stehen am Ufer und gucken uns wachsam an, groteske Schnauzen und viel zu große Ohren, dann kommen wir ihnen zu nahe – ach, da sind die Finger – sie drehen um – und da ist die Kamera – und ich fotografiere Moosehintern im Abgang. Ein Stück entfernt landen wir und suchen nach dem Waldweg zum Turm.

Nach fünf Minuten geben wir vorerst ratlos auf. Der Waldrand ist nah am Ufer, die Lichtung um die Rangerhütte herum ist überschaubar, und nirgendwo ist der Weg zu erkennen. Kein Schild weist zum Feuerturm. Nichts. Die Rangerhütte ist verlassen, ein Kanu liegt vertäut und angekettet davor, ein kurzer Pfad führt ein paar Meter in den Wald zum Außenklo, das von dichtem Gebüsch umstanden ist. Nach dem zweiten Rundgang um die Hütte, in der wir noch immer nicht den Anfang zur Waldautobahn Richtung Turm finden konnten, dämmert die Erkenntnis, das die kaum sichtbare Lücke im Gebüsch am Klohäuschen der Anfang des Weges sein könnte. Ich schlage mich durch schulterhohes Dickicht, das nach ein paar Metern endet, und



Abbildung 2.30: Am Feuerturm.

tatsächlich: dort im Meer der kniehohen Ahornschößlinge gibt es eine schmale Lücke: den Trampelpfad zum Turm. Wir packen unseren Lunch ein, eine Landkarte, den Kompaß, die Messer. Den Rest lassen wir am Kanu.

Der Weg ist nur erkennbar, wenn man direkt auf ihm steht, und auch dann meist nur als fast unmerkliche Ausdünnung des Unterholzes. Besonders schwierig wird es, wo Senken im Berghang für Bodennässe sorgen und nicht viel wächst. Mehr als einmal in den ersten Minuten verlaufen wir uns, gehen zurück, bis wir den Weg wiederfinden, bis wir langsam lernen, die spärlichen Anzeichen zu deuten wie ein sehr schlechter Fährtenleser. Eine Stunde soll der Aufstieg zum Turm dauern, nach drei Stunden, um 14 Uhr, sollten wir also zurück am See sein können. Mehr als genug Zeit, noch den Campingplatz einige Kilometer seeabwärts zu erreichen, ehe die Dämmerung die Orientierung unmöglich macht. Denken wir.

Der Wald wirkt, abgesehen vom schmalen Band zu unseren Füßen, unberührt. In Wahrheit wurde die gesamte Fläche des Parkes zur Hochzeit der Holzfällerei durchgeholt. Vor etwa hundert Jahren war diese Bergflanke kahl. Heute blockieren die Wipfel die grelle Spätsommersonne, es ist kühl und still hier. Nur das Bärenglöckchen läutet. Dinnerbell, denke ich, aber Sorge mich mehr, daß wir den Weg verlieren, diesen Weg, den man nur drei Meter zu

verlassen braucht, um ihn nicht mehr zu sehen.

Frau H hingegen hat Bärenangst, schnitzt aus einem toten Ast einen Speer, klingelt laut bei jedem Schritt, und entwickelt Anzeichen von Panik, je weiter wir vorankommen. Wieder einmal scheint der Weg verloren, wir gehen in Kreisen, bis wir ihn wiederfinden, seltsamerweise führt diese Fortsetzung leicht bergab. Sie scheint auch weniger bewandert zu sein als der Weg bisher, führt hart an jungen Tannen vorbei, die Zweige schlagen uns ins Gesicht. Der Weg macht jetzt scharfe Wendungen und plötzlich, auf einer winzigen Lichtung, ist er verschwunden. Brusthohe, blühende Gräser umgeben uns. Kein Weg, nirgends. Dafür Elchkot in einer Schlammputze. Ein Tierpfad.

Es dauert fast fünfzehn Minuten, bis wir die Stelle wiederfinden, an der wir vom Weg abkamen. Seit dem Aufbruch ist mehr als eine Stunde vergangen, vom Turm ist nichts zu sehen, beinahe hätten wir uns verlaufen. Frau H will umkehren, raus aus diesem Wald. Sofort. Es kann nicht mehr weit sein, sage ich, und versuche Karte, Kompaß und Topographie in Einklang zu bringen. Noch fünfhundert Meter vielleicht. Wir finden den Weg wieder, dreißig Meter entfernt, jenseits einer niedrigen Kuppe, führt er in dieselbe Richtung wie bisher, und gehen weiter.

Nach einer weiteren Viertelstunde kommt es zum Streit. Frau H ist mittlerweile einer Panik nahe, der Wald erdrückt sie, sie fühlt sich gefangen und hilflos. Ich glaube immer noch, daß wir nur Minuten vom Ziel entfernt sein können, und will auf keinen Fall umkehren. Aber die Erinnerung an meine eigene Panikattacke, im Zelt vor vier Tagen, macht mir ein schlechtes Gewissen – würde ich auch weitergehen, wenn ich selbst echte Angst hätte und nicht nur bedrückende Stille spürte? Dieser Zwiespalt macht mich meine Position schärfer vertreten, als ich sonst würde. Wir gehen weiter. Der Weg wird steiler, der Granit tritt an die Oberfläche, nur eine dünne Erdschicht liegt. Hier ausrutschen und sich den Knöchel verstauchen oder gar ein Bein brechen – tief im Wald, fünf Tagesreisen von der nächsten Straße entfernt – die Vorstellung macht vorsichtig.

Nach eineinhalb Stunden sehen wir einige Schienen, quer durch den Wald, vielleicht einen Rest aus Zeiten der Holzfällerei, treten wenig später auf eine kleine Lichtung, zehn mal zehn Meter groß vielleicht, und ich lache, herzlich. Der Feuerturm liegt angerostet auf der Seite, so wie er fiel in einem Sturm vor vielen Jahren. Wir sind zu einer Ruine gewandert.

Wir essen dort am Turmwrack, was wir mitgebracht haben, um uns eine undurchsichtige Wand aus Wald statt eines traumhaften Ausblicks, dann machen wir uns an den Abstieg. Wir brauchen 40 Minuten dafür. Frau H



Abbildung 2.31: Moose.

legt ein beachtliches Tempo vor beim Waldverlassen und sticht mit ihrem Speer dynamisch in die Erde. Sie hat ihn umgedreht, um sich bei einem Sturz nicht selbst aufzuspießen. Daß die Spitze stumpf wird und sie gegen den Bären nicht mehr so gut zu schützen vermöchte, nimmt sie knirschend in Kauf.

Zurück am Ufer machen wir in aller Ruhe das Kanu fertig, wir sind etwas später dran als geplant, haben aber trotzdem reichlich Zeit. Wir jagen einen Frosch rund ums Kanu, schließlich laden wir ein und legen ab. Kaum sind wir einige Meter gepaddelt, sehen wir sie: eine Moosekuh und ihr Kalb stehen am Ufer, keine vierzig Meter entfernt von der Stelle, an der wir grade noch packten. Mißtrauisch beäugt uns die Kuh, wir erinnern uns an Erzählungen von Angriffen und daran, daß diese Tiere, ihrer schwerfälligen Erscheinung zum Trotz, gewandte Schwimmer sind, und erpaddeln uns einen Sicherheitsabstand.

Wir biegen mit dem Kanu um eine Baumgruppe, und mitten in einen strammen Nachmittagswestwind. Wir paddeln schnell und hart, der Heavy Metal unter den Paddelstilen, und die Wasseroberfläche rast an der Bordwand vorbei, aber blicken wir auf, hat sich das Ufer kaum bewegt. Zwei Campingplätze haben wir heute zur Auswahl, der eine zwei Kilometer weiter



Abbildung 2.32: Farben, oben.

entfernt als der andere, aber als wir den ersten erreicht haben, sind wir schon so erschöpft, daß wir anlegen müssen, in der Hoffnung, der Gegenwind lege sich über Nacht.

Der Campingplatz liegt auf einer Halbinsel, dicht mit Tannen bestanden und benadelt. Hilflös versuche ich mich am Ufer wieder an der Fischerei, fange einen winzigen Fisch, der mir leidtut, und einen Blutegel am Bein, der mir nicht leidtut. Den Fisch werfe ich zurück, aber leider wissen wir Stadtkinder nicht mit einem Blutegel umzugehen. Ich erinnere mich, daß man sie nicht abnehmen soll, weil sonst die Egelzähne in der Wunde bleiben und lasse den Wurm also notgedrungen gewähren. Als er nach einer halben Stunde endlich abfällt, fällt er ins Kanu, wo ich ihn prompt und versehentlich – ich schwöre, Herr Richter! – zu einem Blutfleck zertrete.

Dann fällt die Nacht wie Blei und wir in tiefen Schlaf.

Grassy Bay – McIntosh Lake

Als wir nach einer ruhigen Nacht unseren Essensrucksack bergen, kriecht gerade die Morgensonne über die Baumwipfel. Himmel und Wasser leuchten buttergelb, Bäume und Schilf bilden zarte Scherenschnittmuster. Es ist völlig



Abbildung 2.33: Morgen.

windstill. Wir frühstücken und packen dann eilig zusammen. Grassy Bay steht in dem Ruf, der beste Elchbeobachtungsplatz im gesamten Park zu sein; den Moose wiederum sagt man nach, dass sie mit Vorliebe frühmorgens an den Ufern Ballett tanzen. Dieses Schauspiel wollen wir uns nicht entgehen lassen.

Wir sind dabei, das Boot zu beladen, als vertraute Geräusche an unsere Ohren dringen: das unmissverständliche “Klonk“ von Paddeln an Bordwänden, laute Stimmen, Gelächter. Der Zeltplatz liegt an einer der Hauptverkehrsadern des Parks, hier muss vorbei, wer auf der beliebten, “Main Street“ genannten Route nach Westen paddelt oder auf dem Petawawa River nach Norden flüchtet. Unsere Stimmung ist mittlerweile längst wieder ins Einsiedlerische gekippt, düsteren Blickes sehen wir die drei Kanus mit ihren Insassen, kernigen kanadischen Jungmännern, vorbeiziehen. Bis sie ausser Hörweite sind, vergehen kostbare Minuten, die Sonne steht mittlerweile schon recht hoch am Himmel. Wir haben gerade abgelegt, als sich auch schon eine weitere Kanuflotte hinter uns bemerkbar macht. Schneller als sonst paddeln wir gegen den aufkommenden Wind an und hoffen, unsere Verfolger auf Abstand halten zu können.

Wenn wir am Vortag den alten Parkführer zum Feuerturm mitgenommen

oder uns seinen Inhalt gemerkt hätten, wir hätten, als wir an den Ruinen luncten, nicht nur stumpf auf den Trampelpfad gestarrt, der vom Turm aus nach Westen führt und "Aha, Trampelpfad" gedacht, wir hätten vielmehr gewusst, daß dieser Pfad nach 100 Metern an einem Steilhang endet, von dem aus sich uns eine herrliche Aussicht geboten hätte, und wir hätten sehen können, was uns erst jetzt auffällt: Grassy Bay hat eine Fahrrinne, die sich zwischen Schilf, Schlingpflanzen und Inseln mit weißen Baumskeletten hindurchschlängelt. Der benachbarte Zeltplatz ist daher viel weiter entfernt, als die Karte vermuten ließ; bei den gestrigen Windverhältnissen hätten wir nicht erreichen können.

Auch heute kommen wir wegen des Windes nur langsam voran, was blöd ist, denn die Moose haben sich offenbar längst in die schattigen Wälder zurückgezogen. Nur die Fraßlinie an den Thujabäumen zeugt von ihrer Anwesenheit. So vergehen zwei ereignislose Stunden zähen Gepaddels, bis endlich die Ufer zu beiden Seiten näher rücken, ein Zeichen, dass die erste Portage des Tages nicht mehr weit ist. Die Fahrrinne führt durch dichte Teppiche von Pickerelweed, die blauvioletten, zigarrenförmigen Blütenstände sind kurz vorm Verblühen. Plötzlich bewegt sich etwas zwischen den Blüten, es schillert grün und fliegt so schnell, dass es fast nicht zu erkennen ist, aber einen Moment lang steht er in der Luft, der Kolibri. Er tankt hier noch einmal, bevor die letzten Nektarquellen versiegen und er sich auf seinen langen Flug nach Südamerika macht, wo er den Winter verbringen wird. Erst im Mai wird man ihn wieder im Park bewundern können.

Während das winzige Vögelchen vielleicht gerade darüber nachgrübelt, ob und wie es den 800-Kilometer-Nonstopflug über den Golf von Mexiko diesmal schaffen wird, stehen wir vor dem vergleichsweise kleinen Problem, unser Kanu über den soundsovielten Biberdamm hieven zu müssen. Zwei Kanus voll mit alten Wildnishasen überholen uns unterdessen und verschwinden mit demütigender Geschwindigkeit hinter dem Damm. Kurz darauf folgen wir und legen wenig später an der Portage an. Während wir unser Gepäck ausladen, müssen wir mitanhören, wie ein Parkführer vor einem Paar mit der Ausbeute des Morgens prahlt: Er habe mehrere Otter gesichtet, die einen Biber neckten, sowie einen Bären, der eine Lichtung überquerte, einen stattlichen Burschen, sein Fell habe golden gelehrtet in der Sonne.

Unterdessen packen wir um, wir wollen die Portage diesmal in einem Durchgang schaffen, der Essensrucksack ist ja im Lauf der Tage deutlich leichter geworden. Ich stopfe das schwere Kochgeschirr in meinen Rucksack, Genista schultert die Vorräte und das Kanu, und schon nach wenigen Metern

müssen wir kapitulieren.

Das Kanu bleibt im Wald zurück, Genista übernimmt ergeben die schweren, metallenen Gegenstände und alles ist wie immer. Daumennagelgroße Kröten hüpfen über den Weg, wir müssen aufpassen, sie nicht zu zertreten. Nach einem knappen Kilometer erreichen wir das Ufer von McIntosh Creek, ich bleibe zurück, um unseren Lunch zuzubereiten und Genista holt das Kanu. Die Luft schwirrt von Fliegen, das sehr warme Wetter der letzten Tage hat ein paar irreführende Nachzügler schlüpfen lassen, und jedes Mal, wenn ich mich auch nur einen Moment nicht bewege, setzt sich ein besonders aufdringliches, schwarzmetallisch glänzendes Exemplar auf meinen Arm und zwickt mich. Ist das eine der berüchtigten Blackflies, die im Mai und Juni jeden, der sich ohne Insektenschutzkleidung in den Park wagt, attackieren und zerbeißen? An Kochen ist jedenfalls unter diesen Umständen nicht zu denken, stattdessen laufe ich auf und ab und wedle mit den Armen. Schließlich erscheint Genista, verschwitzt und hungrig, aber auch er sieht ein, dass das fliegenverpestete Bachufer kein geeigneter Picknickplatz ist.

Seltsamerweise lassen uns die Abgesandten der Hölle in Ruhe, kaum dass wir abgelegt haben. Vielleicht fürchten sie sich vor dem kapitalen Frosch, der unweit des Ufers lauert und den Genista nun vorsichtig mit seinem Paddel aus dem Wasser hebt und niederzustarren versucht. Der Frosch starrt zurück, dann springt er, mitten hinein ins Kanu. Er quakt, genau einmal, es klingt ratlos und ein wenig kläglich. Dann bringt er sich mit einem beherzten Sprung über die Bordwand in Sicherheit.

Der Creek ist nicht lang, bald erreichen wir die nächste Portage. Das schlammige Ufer ist fliegenfrei, ein schmaler Holzsteg führt über den Morast, und am Waldrand können wir endlich unsere Nudelsuppe essen. So gestärkt tragen wir das Kanu gemeinsam, Genista den Bug, ich das Heck, das schneidet fies in die Hände, aber es funktioniert. Das Seeufer ist flach und voller Steine, und wir müssen barfuß zum Boot waten, um es zu beladen. Genista entdeckt längliche, schwarze Objekte im Wasser, die Verpuppungshüllen von Libellen. Es gibt viele davon, und ich bin froh, als ich im Kanu sitze. Wir passieren ein ängstliches Merganserweibchen, das mit einer Kette von zehn Jungen im Schlepp dicht am Ufer entlangpaddelt. Kaum erreichen wir den offenen See, wird der Wind wieder sehr unangenehm, also steuern wir den nächsten Zeltplatz an, der auf einer prachtvollen Insel liegt. Die Anlegestelle ist eine sonnige, flach ansteigende Granitböschung. Wir bringen das Boot an Land und machen unseren Bärenrundgang. Der Trampelpfad ist gewunden und die Insel stellenweise dicht bewachsen, aber mit Ausnahme einer grö-



Abbildung 2.34: Mann, Paddel, Frosch.

ßeren Menge undefinierbarer Tierhaare, die etwas abseits auf einer kleinen Lichtung liegen, machen wir keine beunruhigenden Entdeckungen.

Frohgemut schlagen wir unser Lager auf und baden anschließend ausgiebig im klaren, von der Nachmittagssonne angenehm erwärmten Seewasser. Nachdem wir die graue Schicht aus Staub, Schweiß und Sonnenschutzmitteln abgespült haben, fühlen wir uns frisch und erholt. Nur die Schmutzablagerungen um die Fingernägel herum lassen sich nicht abwaschen. Sie haben sich unlösbar mit der Haut verbunden und werden noch Tage nach unserer Rückkehr in die Zivilisation sichtbar sein.

Schließlich wird das Licht abendlich – das Signal, dass es Zeit wird, zu kochen. Mit Rind süß-sauer, Reis und einem verdächtig lange haltbaren Vanillekuchen machen es wir uns am Westende der Insel auf ein paar Felsen bequem und sehen zu, wie die Sonne am gegenüberliegenden Ufer langsam hinter den Weisskiefern versinkt. Dann gehen wir zurück zum Lagerplatz und machen Feuer. Unsere Vorgänger haben reichliche Holzvorräte dagelassen, und schon bald flackert es munter, während die schwarze Nacht hereinbricht. Vom südlich gelegenen Ufer weht gelegentlich fröhliches Gelächter herüber, auch dort sitzt man ums Feuer. Ich habe eines der Regencapes auf dem warmen Waldboden ausgebreitet, und dort liegen wir und schauen uns die glitzernden

Sternentümpel zwischen den schwarzen Kiefernkronen an. Wir haben heißen Kakao getrunken und auch etwas von unserem kostbaren Obstbrand, und ich fühle mich beinahe geborgen mitten in dieser fremdartigen Einöde.

Dann geht es los. Wölfe, ist mein erster Gedanke, denn im September, so heisst es, kann man die im Park ansässigen Rudel manchmal hören. Aber es ist eine Loon, die da ruft, und der jetzt von einer anderen Stelle des Sees aus geantwortet wird. Und dann tönen von allen Seiten Loongesänge über den See – Wolfsgeheul, irres Gelächter und die Lautfolge, die so klingt wie schauerlich wehmütige Möwenschreie. Es müssen mindestens fünf Loonpaare sein, die sich nach Sonnenuntergang auf ein geheimes Kommando hin um die Insel herum versammelt haben, um gemeinsam zu singen – so erscheint es uns jedenfalls, auch wenn es wahrscheinlich nur um Gebietsansprüche geht oder dergleichen. In der Stille und der samtigen Dunkelheit entfalten sich die Töne wie in einem Konzertsaal. Ich bin bezaubert und habe gleichzeitig das Gefühl, dass ich etwas belausche, das nicht für meine Ohren bestimmt ist, dass ich hier nicht hingehöre.

Schließlich werden die Loongesänge schwächer und das Feuer züngelt nur noch träge um die verkohlten Äste. Wir ertränken die Glut in reichlich Seewasser, klauben unsere Habseligkeiten zusammen und ziehen uns aus dem fürstlichen Kiefernsaal in unser kleines Nylon-Schlafgemach zurück. Hier und da flackert noch ein vereinzelt Loonlachen auf. Dann höre ich nichts mehr.

McIntosh Lake – Tom Thomson Lake

Als wir Route und Rhythmus der Tour geplant haben, zuhause, stellten wir schnell fest, daß keine vernünftige Kanureise durch den Algonquin-Park denkbar ist, die nicht wenigstens eine sehr lange Portage enthielte. Heute holt uns diese Planung ein, knapp zweieinhalb Kilometer weit müssen wir unsere Ausrüstung schleppen und haben mächtig Respekt davor.

Aber vor das Schleppen schwerer Lasten haben die Götter das Kratzen verbrannter Kartoffelstreifen aus Campingpfannen gestellt, also schöpfe ich Spülwasser aus dem See, in den, einen Campingplatz weiter, andere Paddler grade von einem Felsen springen. Zum Glück ist der See groß. Und während ich so schöpfe und nicht viel denke außer: wär doch die Portage schon ein Stück Vergangenheit, von dem man lachend erzählt, sehe ich im Wasser Pantoffeltiere, ein ganzes Geschwader.

Natürlich sind es keine wirklichen Pantoffeltierchen, die könnte man selbst

nach einer Woche im Busch (so nennt man den Wald, wenn man schon mal in ihm drin war) mit bloßem Auge nicht erkennen. Nicht einmal erfahrene Buschwanderer können das. Sie sehen aber aus wie Pantoffeln – was man ja von Pantoffeltierchen nicht grade behaupten kann. Diese Tiere hier haben sich, aus Kraft und Spucke und kleinen Steinchen, ein pantoffelförmiges Haus gebaut, in dem sie nun leben und das sie über den Seeboden schleppen. Weil das Pantoffelhaus von oben aussieht wie Seeboden, sieht man auch diese Pantoffeltierchen fast gar nicht, außer wenn sie sich bewegen, dann hüpfert der Pantoffel einen Millimeter. Das ist ein Zehntel seiner Länge. Wäre die Insektenlarve im Pantoffel ein Mensch und der Pantoffel ein Kleinwagen, dann müsste der Mensch den Kleinwagen in Sätzen von einem halben Meter verschieben, mit Körperkraft statt mit Benzin. So stark ist die Pantoffellarve.

Der Himmel ist klar und blau bemalt, mit einer giftigen Sonne drin, die wütend auf uns einsticht, während wir von der Insel weg über den See paddeln, Richtung McIntosh Creek, der uns zu Ink Lake und der Portage des Todes führen wird. Der Weg zur Portage des Todes aber führt durch den Sumpf ohne Schatten, ein malerisches Stück kanadischer Landschaft, der Creek fließt bezaubernd hindurch, und schlängelt sich mal nach hier, und mal nach da, während uns die Hirnsuppe kocht, trotz der Buschhüte. Die größten Tiere, die wir sehen, sind ein paar Cranberries, verloren auf abgeweidetem Gestrüpp – alles mit Beinen hat sich in den Wald verzogen, guckt raus auf den Sumpf und schüttelt den Kopf über das Tier mit den zwei Köpfen, das bei der Hitze durch die Gegend schwimmt.

Als wir Ink Lake erreichen, der so heißt, weil er aussieht wie ein Faß Tinte, kommt uns ein einsamer Paddler entgegen, mit nacktem Oberkörper sitzt er in seinem Kajak, die Glatze glänzt im Licht und ergibt einen lustigen Kontrast mit dem Tümpel. Kurz überlege ich, ob ein Sonnenstich hier draußen nur lästig, oder möglicherweise tödlich ist, weil man sowas immer überlegen muß, wenn man aus der Wildnis berichtet, dann ist er leider um die Creekecke verschwunden, und aus den Augen ist aus dem Sinn, hier im Niemandsland ebenso wie in der Großstadt. Solche Vergleiche von Wildnis und Stadt werden, glaube ich, vom Leser ebenfalls erwartet.

An einem kleinen Strand legen wir an, ein Vater und seine beiden erwachsenen Söhne schleppen grade die letzten Stücke ihrer Ausrüstung die Treppe herunter, die 20 Meter hügelan und in den Wald führt. Wir unterhalten uns ein wenig, die angerosteten Sozialgeräte ächzen, versehen aber halbwegs ihren Dienst. Zwei Stunden haben sie gebraucht für die Portage, wirken erschöpft, aber nicht erschöpft genug, sich die Komplettdurchquerung von McIntosh



Abbildung 2.35: Im Cranberrysumpf.

Lake und eine weitere Portage am Nordende auf dem Programm ersparen zu wollen. Das wird uns vier Stunden später im Rückblick völlig irre vorkommen, im Moment wirkt der Arbeitseifer der Kleinfamilie nur ein bißchen seltsam.

Wir entladen das Kanu und machen uns mit den Rucksäcken auf den Weg. Der Wald ist freundlich, sonnig und licht, der Weg bestens gepflegt, und obwohl wir gelegentlich Pausen machen müssen, kommen wir einigermassen voran. Spaß macht es trotzdem nicht recht. Menschen gehen freiwillig auf Wandertouren, bei denen sie jeden Tag stundenlang 40 Kilo durchs Unterholz schleppen – von den vielen Wundern der menschlichen Seele sicherlich nicht das kleinste.

Alle paar Meter stehen entlang des Weges fußballtorartige Holzrahmen, zunächst erinnern sie an Trimm-Dich-Pfad-Klimmzug-Stationen, aber dann wird uns klar, daß man hier das Kanu absetzen soll. Enorm viele von diesen Stationen gibt es, stramm marschieren wir unter unseren Gewichten vorbei – wie schwach muß man sein, daß man so oft Pause machen muß? Unbegreiflich.

Nach einer Fühldistanz von 2 Kilometern öffnet sich der Wald auf eine besonnte, recht große Lichtung, durch die, einen Meter in den weichen Grund gegraben, ein schmales Rinnsal fließt. Nichts hier sieht ungewöhnlich aus,



Abbildung 2.36: Die Portage beginnt. Im Hintergrund ein Fass Tinte.

und wären wir nicht vorgewarnt, wir übersähen sicherlich die Stämme, die sich in der Erde, nur stellenweise sichtbar, schräg durch die Lichtung ziehen. An der Böschung sieht man es deutlicher: das Holz sind die Reste eines Biberdammes, diese Lichtung war vor 50 Jahren noch ein Stausee, vor 20 ein morastiger Sumpf, um den der Portagepfad einen Bogen machte. Heute führt er mitten hindurch. Der See, als es ihn noch gab, war etliche hundert Meter lang und einige Dutzend breit, und auch die Lichtung jetzt ist noch beeindruckend groß. Biber fangen an, Dämme zu bauen, wenn man sie in eine Badewanne setzt und Fließwassergeräusche von Band einspielt, sind also mit anderen Worten dumm wie Holz. Aber einen See dieser Größe aufstauen – ich könnte es nicht.

Auf der anderen Seite begegnet uns ein Waldhuhn, es läuft eine Weile vor uns her auf dem Weg und verschwindet dann nach rechts ins Unterholz, und ist in drei Meter Entfernung vom Weg kaum noch zu erkennen, trotz der roten Haube. Wieviele Tiere, wieviele Waldmetropolen haben wir wohl übersehen, links und rechts? Kurz nach dem Waldhuhn macht der Weg eine scharfe Biegung, abwärts, es kann nicht mehr weit sein bis zum anderen Ende. Noch fünfmal denken wir das hoffnungsvoll, ehe wir, eine Stunde nach dem Aufbruch, tatsächlich Wasser durch die Bäume schimmern sehen. Die



Abbildung 2.37: Auf der Biberwiese.

Erschütterung der Erde durch den Aufschlag der Rucksäcke auf dem Waldboden stört das Wild in etlichen Kilometern Umkreis in seinen Wildaktivitäten. Das möchte man jedenfalls denken. Für den Rückweg, unbelastet, brauchen wir zwanzig Minuten.

Dann das Kanu.

Zuerst versuchen wir, es zu zweit zu tragen, Frau H am einen Ende, ich am anderen. Aber schon nach ein paar Metern wird deutlich, daß das keinen Sinn hat, und ich schultere erneut das Kanu am Joch. Für einen Dollar pro Tag hätte man ein Schulterpolster mieten können, das das Gewicht des Kanus auf die Schultern verteilt, aber das hat uns niemand gesagt. Also mieteten wir nicht, und das Kanu drückt auf zwei münzgroße Stellen auf meinen Schultern. Alle paar Schritte verlagere ich das Gewicht ein wenig, trotzdem komme ich nie weiter als ein paar Dutzend Meter, ehe der Schmerz zu stark wird. Über jede einzelne der Pausenstationen freue ich mich, als wärs Weihnachten. Denn das Kanu kann man nicht einfach absetzen, wenn es zu schwer wird, man muss es zu einem dieser Fußballtore schaffen, oder einer Stammgabelung in der richtigen Höhe, und die sind seltener als die Pausentore. Schimpfend und fluchend stolpere ich durch den Wald, ich sehe unter dem Kanuhut nur die nächsten paar Meter und versuche, nicht an die Zahl 2300 zu denken. “2300!“,



Abbildung 2.38: Ein Waldvögelchen.

denke ich trotzdem und mache wieder einen Schritt. Es könnte schlimmer sein. Wenigstens wird mich am Ende keiner an irgendwas drannageln wollen. Im Gegenteil: am Ende der Portage steht ein Thron, kunstvoll aus einem Baumstumpf gearbeitet, auf dem als symbolischen Lorbeeren aus Holz der erfolgreiche Kanuschlepper sich offenbar, unironisch, ausruhen soll. Und es auch gerne, unironisch, tut.

Wir paddeln nicht mehr weit, den erstbesten Campingplatz steuern wir an. Nett, aber komplett verwohnt ist er, Campingplatz der Wege zur Klo-grube, die sich verzweigen, vielleicht ein Dutzend Trampelpfade führen zum randvollen Loch. Alles brennbare ist längst in Rauch aufgegangen, wir werfen Rindenstücke und Späne ins Feuer, es brennt hell und erlischt schnell. Das Leben eines Rockstars - ein Lagerfeuer auf einem übernutzten Campingplatz.

In der einsetzenden Dunkelheit setzt plötzlich Bewegung ein, es raschelt, schattenhaft hüpfet was. Ich suche die letzten Holzstücke zusammen, bücke mich, etwas Braunes blitzt im Gras, und kurz bevor ich im Halbdunkel zugreife, schalten die Synapsen: da hockt eine Riesenkroete, 15 Zentimeter lang, und glotzt. Brennbar sieht sie nicht aus. Ich pflücke das erstaunlich träge Tier, schwer sitzt sie in meiner Hand, die Kroete, um dann aus heiterem Himmel einen Sprung zu tun und, pardauz!, zu Boden zu fallen. Ein paar weitere



Abbildung 2.39: Links: Vorher. Rechts: Nachher.

Sprünge, und sie ist im Unterholz verschwunden, hinterlässt nur einen feuchten Fleck im Sand, ob Blut oder Angstschiss, es ist nicht zu erkennen. Bin ich ein Krötenkiller?

Nach einer Viertelstunde verebbt die gespenstische Krötenwanderung, alle Hüpftiere sind jetzt zuhause im Wald, die Sterne funkeln und wir gehen zu Bett. Die Rückwanderung der Kröten am Morgen werden wir verschlafen.

Tom Thomson Lake – Joe Lake

Ich mag den Zeltplatz nicht. So viele Füße haben ihn im Laufe des Sommers zertrampelt, so viele rücksichtslose Hände sich auf der Suche nach Feuerholz an seinen Bäumen und Sträuchern vergriffen, dass er die Atmosphäre eines verwaorsten Stadtparks ausstrahlt. (Noch weniger würde ich diesen Platz schätzen, wenn ich wüsste, was ich erst Wochen später aus einem kanadischen Outdoormagazin erfahre. Dort ist Tom Thomson Lake in einer “Best of Algonquin“- Liste aufgeführt – als der Ort, den man am besten meidet, wenn man sich vor Bären fürchtet.)



Abbildung 2.40: Abfahrt (am Auslöser: Meister Petz).

Ich bin also nicht traurig, als wir gegen Mittag unser Kanu besteigen und zu unserer vorletzten Etappe aufbrechen. Wir sind noch nicht weit gepaddelt, als uns am Südostende des Sees ein prachtvoller Biberdamm die Durchfahrt zum benachbarten Littledoe Lake versperrt. Wir bezwingen ihn routiniert. Hinter dem Damm ist das Wasser ruhig, man kann bis auf den Grund sehen, und richtig, da tummeln sich ein paar kleine Fische. Was das bedeutet, weiss ich mittlerweile. Ich döse also schicksals ergeben in der schwülen Hitze, während im Heck des Kanus das Unvermeidliche passiert. Eine kümmerliche Kreatur wird gefangen und dem Element zurückgegeben, während ich unter halbgeschlossenen Lidern mit wachsender Sorge die schwarzen Wolken beobachte, die sich von Westen vor die Sonne schieben. Vereinzelt ist dumpfes Grollen zu hören. Meine Warnrufe werden zunächst missmutig abgetan, schließlich kann ich den heillosen Petrijünger aber doch zur Aufgabe bewegen – keine Sekunde zu früh. Als wir auf den See hinaus paddeln, peitschen uns die ersten Gewitterböen von Steuerbord entgegen. Glücklicherweise ist der See an dieser Stelle schmal und der nächste Campingplatz nur wenige Kanulängen von uns entfernt. Es beginnt zu tröpfeln, als wir am steilen Ufer landen und unsere Ausrüstung unter dem umgedrehten Kanu in Sicherheit bringen. Wir haben gerade noch Zeit, eine Plane zwischen ein paar Bäu-



Abbildung 2.41: Die Ruhe nach dem Sturm.

men aufzuspannen, bevor das Gewitter richtig losbricht. Dann kauern wir unter unserem notdürftigen Wetterschutz, umweht von Sprühnebel, während ringsherum der Regen prasselt und die Abstände zwischen Blitz und Donner immer kürzer werden. Ich denke voller Unbehagen an die hohen Weisskiefen in unserer Nähe. Durch die Bäume können wir den vom Regen mattierten, bleifarbenen See sehen und beobachten, wie die Böen über seine Oberfläche streichen.

Zum Glück zieht das Unwetter schnell vorbei, und wir setzen unseren Weg fort. Littledoe Lake mündet im Westen in den Little Oxtongue River. Der Wind hat sich vollkommen gelegt, und der dampfende, stellenweise schon bunt getupfte Wald spiegelt sich in der unbewegten Oberfläche des Flusses. Lautlos gleiten wir dahin, während sich die Sonne langsam wieder durch die Wolken stiehlt.

Bald verbreitert sich der Fluss, er durchfließt Tepee Lake. Am Westufer können wir einen stattlichen Blockhauskomplex ausmachen, Camp Arowhon. Hier sammelt die kanadische Jugend im Sommer charakterbildende Erfahrungen. Auch jetzt ist das Camp ist noch nicht völlig verlassen. Eine kanadische Flagge flattert im wieder auffrischenden Wind, Kommandorufe wehen zu uns herüber. Dann liegt Tepee Lake hinter uns, wir passieren eine schmale Durch-

fahrt zu Joe Lake, und der Kreis unserer Reise schließt sich.

Gerne würde ich wieder auf unserem Platz campieren, aber er ist bereits belegt. Auch auf den anderen Plätzen ringsum stehen Zelte, lustig kreisende Menschen springen von Felsen ins Wasser und wir bekommen einen Eindruck davon, wie es hier während der Hauptsaison zugehen muss. Nur ein Platz ist noch frei, und es ist auch klar, warum. Wer würde schon freiwillig auf einem schmalen, düsteren Uferstreifen am Fuß eines steilen Abhangs sein Lager aufschlagen wollen? Das fragen wir uns, als wir unser Zelt nach längerer Suche an der Stelle aufbauen, die sich noch am ehesten dafür eignet, sofern wir nicht mitten auf dem Pfad zelten wollen, aus dem unser kümmerliches Refugium im Wesentlichen besteht. Der Platz ist dunkel und feucht, der Regen hat Rinnen in den weichen Untergrund gegraben, und für meinen Geschmack steht das Zelt immer noch viel zu nahe am Weg, denn wo ein Weg ist, ist über kurz oder lang auch ein Bär. Direkt neben unserem Zelt steht eine sterbende Weisskiefer, zehn Meter hoch wird sie sein. Idioten haben mehrere tiefe Kerben in ihren Stamm gehackt. Sollte sie umknicken, etwa bei einem Gewittersturm, wird sie direkt auf unser Zelt fallen.

Mittlerweile strahlt aber wieder die Sonne und wir essen das kanadische Nationalgericht, Makkaroni mit Käsesauce, dazu Trockenfleisch und Studentenfutter. Dann macht sich Genista ein letztes Mal auf, die kapitale Seeforelle zu erlegen.

Ich bleibe auf dem ungemütlichen Platz zurück und beobachte, wie die Wolken im Westen wieder schwärzer werden. Vorsichtshalber bedecke ich unser Zelt mit der Regenplane, die ich zur Wetterseite hin bis auf den Boden ziehe und sorgfältig mit Steinen und Schnüren sichere. Als Genista schließlich unverrichteter Dinge zurückkehrt, hat uns das zweite Unwetter schon fast erreicht.

Hastig ziehen wir das Boot an Land und raffen etwas Feuerholz zusammen, das wir unter dem Vorzelt aufstapeln. Kaum sind wir im Trockenen, als ringsum die Hölle losbricht. Ich versuche, zu lesen und nicht an den angeschlagenen Baum zu denken. Das ist gar nicht so einfach, wenn die Windböen an der Seite, an der man liegt, das Zelt eindrücken und draussen Sturzbäche herniedergehen. Als sich das Gewitter nach einer Stunde endlich ausgetobt hat, ist es merklich kühler geworden. Der Himmel ist grau verhangen, es beginnt zu dämmern. Höchste Zeit, das Seil für den Essensrucksack zu installieren. Wir müssen ein ganzes Stück laufen, bis der Pfad eine Biegung macht und wir in einem struppigen Waldstück endlich einen geeigneten Baum entdecken. Nachdem das Seil hängt, macht Genista noch einen kurzen Erkundungsgang,



Abbildung 2.42: Wal! Da bläst er!



Abbildung 2.43: Links: Oben. Rechts: Unten.



Abbildung 2.44: Leuchten.

während ich an der Wegbiegung auf ihn warte. Mir behagt es hier nicht, und ich möchte zum Zelt. Endlich kommt Genista wieder und wir machen uns eilig auf den Rückweg.

Unser Abschiedsessen, einen Cajun-Bohneneintopf, löffeln wir mit Blick auf ein Amphitheater aus Wolken, das von den Strahlen der sinkenden Sonne rosig angeleuchtet wird. Dann machen wir zum letzten Mal ein Feuer und wärmen uns mit Kakao und Obstbrand von innen. Auf dem gegenüberliegenden Zeltplatz werden grüßend Taschenlampen geschwenkt, Gitarrenmusik und Kinderstimmen tönen zu uns herüber. Schließlich packen wir zusammen, tragen den Sack in den düsterern Wald und verkriechen uns im Zelt.

In dieser lauten, windigen Nacht, da bin ich sicher, geht ein Bär an unserem Zelt vorbei. Ich habe keine Angst.

Joe Lake – Toronto

Am Morgen öffnet sich die Zelttür auf eine trübe Tasse Wasser. Der Sturm in der Nacht hat den letzten Rest Sommer weggeblasen, Joe Lake liegt grau in der Kälte. Lebte ich hier, und trüge ich einen enormen Bart und eine Jacke aus selbstgegerbtem Leder, ich streckte jetzt vielleicht prüfend die Nase in

den Wind und sagte: der Winter kommt. So, ohne Bart und Jacke, denke ich es bloß. Schlotternd gießen wir uns Oatmeal und heiße Schokolade in die Leiber, packen zum letzten Mal das Lager zusammen und legen ab.

Unser erstes Ziel für den Tag ist eine alte Sägemühle, die ich gestern während des Sturmes auf der Karte verzeichnet fand. Nur ein paar Schritte südlich des Zeltens musste sie liegen, das hatte ich mir tapfer aus Pi, Daumen und ausgestrecktem Arm zurechtrianguliert. Eine halbe Stunde irrten wir auf der Suche nach einem Sackhängebaum durchs feuchte Gebüsch, bergauf und bergab, nachdem wir einen gefunden hatten spähte ich noch ein wenig weiter, kehrte aber schließlich um, ohne Mühle im Erlebnisgepäck, dafür hatte ich einen Riesenhaufen Bärenlosung gesehen und diese Entdeckung taktvoll verschwiegen. Zurück am Zelt rechnete ich erneut, wedelte mit dem Kompaß, bestarrte die Karte und dachte mir 400 Meter als neue Entfernung zur Mühle aus.

Kaum haben wir nun die Ufernähe verlassen, sehen wir die alte Anlegestelle, genau wo ich sie berechnete. Kurz staune ich über diesen Triumph moderner Navigationsmethoden, dann legen wir an und machen das Kanu am bröckeligen Beton fest. Von den Mühlengebäuden ist nichts mehr übrig als ein paar Brocken Stein und einige Fundamente, in einer überwachsenen Grube liegt ein verrostetes Turbinenstück. Hier sieht es aus, als seien die Mühlenbetreiber nur schnell aus dem Raum gegangen, als sei der Raum und das ganze Gebäude dann in Sekundenschnelle zerfallen, zu Staub zerrieben und vom Wind verstreut worden, und als seien dann im Zeitraffer Gras und Gebüsch drüber gewachsen. Der Schein trügt jedoch, es ist Jahrzehnte her, daß hier zuletzt zu Mittag gegessen oder Holz zersägt wurde.

Ein Stück abseits vom Startpunkt der Portage, die uns von Joe Lake zu Canoe Lake bringen wird, stand zu den Zeiten, in denen der Park Hochkonjunktur hatte, das Algonquin Hotel, ein stattlicher Holzbau, in dem Tom Thomson die kanadische Kunst mit raschen Pinselstrichen neu gestaltete. Wir gehen die paar Schritte zum Hotel, über den Waldweg ist in der Nacht zuvor ein kleiner Baum gefallen. Wo das Hotel stand, ist ein rechteckiges Loch im Wald, nur Gräser und Blumen gibt es, vermutlich liegt zu wenig Erdreich über dem Fundament.

Der Weg zur Portage dann ist blockiert von einem ausgewachsenen Baum. Einen halben Meter durchmisst der Stamm an der Stelle, an der er gebrochen ist vielleicht zehn Meter lang sind Stamm und Holztrümmer. Während wir mühsam das Kanu übers Hindernis wuchten, denken wir zurück an den angesägten Baum neben unserem Zelt und an die stürmische Nacht und daran,



Abbildung 2.45: Links: Relikt. Rechts: Kaputt.

dass der angesägte Baum neben unserem Zelt, wäre er gestürzt, vermutlich auf unser Zelt gestürzt wäre, und von dort praktisch ungebremst weiter auf die schlafenden Uns. Wir hätten es nicht überlebt. Gut, daß es anders kam.

Auf Canoe-Lake haben wir noch eine letzte Attraktion auf dem Programm. Hier gab es vor über hundert Jahren eine kleine Siedlung, Mowat, auf unserer Karte ist sie verzeichnet, aber vom See aus ist nichts zu sehen. Wir steuern das Kanu in ein flaches Sumpfgebiet, machen es schließlich am Rand eines Feldweges fest und steigen aus und direkt in die Überreste eines Massakers. Dutzende Eierschalen liegen auf dem Weg verstreut, ein dreissig Zentimeter tiefes Loch klafft. Ein Schnappschildkrötengelege wurde Opfer eines Eierdiebes. Auf ungefähr 10.000 gelegte Eier kommt eine überlebende Schnappschildkröte – die Zahl habe ich mir soeben ausgedacht, die Botschaft stimmt. Schnappschildkröten sind lausige Fortpflanzer.

Wir gehen hundert Meter den Weg entlang, zwei-, dreihundert, längst müssten wir die Geisterstadt passiert haben, aber es ist nichts zu sehen im lichten Wald. Plötzlich stehen wir vor einem Privathaus mit Geländewagen und Boot davor, verlassen liegt es da, wie in einem Horrorfilm. Es klingelt



Abbildung 2.46: Mehr Leuchten.

aber kein Telefon, also drehen wir um, und sehen auch auf dem Rückweg keine Geisterstadt, keine alten Schilder, die im Wind sachte schaukeln, nur Baum, und Baum, und wieder Baum. Bei den Eierschalen biegen wir rechts ab, steigen zurück ins Boot und paddeln in den wiederauffrischenden Sturm.

Wir halten uns nahe am Ufer, solange es möglich ist, paddeln im Windschatten einer der Inseln, aber zuletzt müssen wir doch hinaus auf den hohen See, meterhoch schwappen die weißgekrönten Wellen gegen die Bordwand, mehr als eine schickt eine Vorhut an Bord und wir paddeln was die müden Arme hergeben. Wenn der Wind noch ein wenig stärker, die Wellen noch ein wenig höher werden, holen wir uns nasse Füße, tränken die Ausrüstung oder kentern gar, in Sichtweite des Zieles, das quälend langsam näher rückt. Bliese der Wind aus der Gegenrichtung, wir hätten kaum eine Chance, so aber ackern wir uns Stück um Stück durch die Brecher in die Bucht. Während wir das Kanu auf den flachen Kiesstrand ziehen, legen am Kanuverleih gegenüber zwei Tagesausflügler ab, unbedarft, unsicher. "You'll be fine", ruft der Verleiher ihnen nach. Glatt gelogen, alte Buschhasen wie wir wissen das und werfen sich vielsagende Blicke zu.

Seltsam ist es, nach nur zehn Tagen in der Einsamkeit wieder in die Zivilisation zurückzudriften. Seltsam, einen Burger zu bestellen. Seltsam, in einem

Lieferwagen zu unseren Ausstattern zu fahren (“These waters are pretty dead for fish“, sagt der Fahrer und bewirkt das Kunststück, daß ich mir gleichzeitig weniger doof und doofer vorkomme als zuvor). Seltsam ist es, im Taxi in die kanadische Kleinstadt zu fahren. Und die Lichter und Menschenmengen Torontos sind vollends ganz erstaunlich. Ein paar Minuten lang. Dann sind wir zurück.

Die Kanu-Reise

01.09. - 11.09. 2002

... provide basic supplies for logging camps operated by McLachlin Bros. during the early 1900s.

Peregrine Falcons, now gravely threatened by pesticides, last nested on this cliff in 1962.

Possible low water problems Bluejay Lake to Vanishing Pond and along Potter Creek! Check before trip.

Sixteen km by stage from Cache Lake. Camp Minessing was a "wilderness resort" operated by the Grand Trunk and C.N.R. between 1913 and 1937.

Came to Tom Thomson, famous Algonquin artist

